

RAIK THORSTAD



Zenjanischer
LOTUS



CURSED

Überarbeitete Neuauflage (PDF) Februar 2017

© 2012 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2017 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk, Fürstenfeldbruck

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Coverillustration: creationwarrior

ISBN-13 (Print): 978-3-981522-00-6

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

RAIK THORSTAD

ZENJANISCHER
LOTUS

Liebe Lesende,

vielen Dank, dass ihr dieses eBook gekauft habt! Damit unterstützt ihr vor allem den Autor des Buches und zeigt eure Wertschätzung gegenüber seiner Arbeit. Außerdem schafft ihr dadurch die Grundlage für viele weitere Romane des Autors und aus unserem Verlag, mit denen wir euch auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!
Euer Cursed-Team

Klappentext:

Sothorn ist der Meisterassassine Sundas. An ihm werden alle anderen Meuchelmörder gemessen. Er gilt als unbesiegbar. Doch der Schein trügt: Der Zenjanische Lotus hat Sothorn fest in seinem Griff und zerstört ihn Stück für Stück. Innerlich und äußerlich taub geht er seinem Ende entgegen, als sich ein Schatten an seine Fersen heftet. Der geheimnisvolle Wargssolja aus dem hohen Norden legt es darauf an, Sothorn im Kampf zu besiegen. Aber seine Ziele sind ehrenwerter, als man auf den ersten Blick glauben mag.

Eine abenteuerliche Reise beginnt. Von der Finsternis ins Grau der Morgendämmerung, von allumfassender Verlorenheit in die Welt wiedererwachender Emotionen, von innerlicher Leere zu Zuneigung. Und mehr.

*»Es braucht Licht, um zu lieben,
und das Wissen um die Finsternis,
um die Liebe zu schätzen.«*

R.T.

Für Daniel und Christian –
immer und immer wieder.

Kapitel 1

Durch die Augen der Anderen

Der Tisch bog sich unter der ungewohnten Last. Im munter prasselnden Schein des Feuers glänzte Wildbret, garniert mit Waldbeeren und Brotkrümeln. Eine aus Sahne und Äpfeln bestehende Süßspeise ruhte in ihrer Tonschüssel. Für die Erwachsenen gab es zur Feier des Tages lieblichen Wein, für die Kinder Most.

Das festliche Mahl passte nicht in die karge Behausung.

Es handelte sich nicht um Diebstahl; auch nicht um Almosen. Der Graf, in dessen weitläufigem Anwesen Brano arbeitete, war großzügig. Er hatte nichts dagegen, dass seine Diener die Überreste des abendlichen Banketts mit nach Hause nahmen.

In seiner Jugend hatte der Statthalter der bescheidenen Grafenschaft lange genug in Kriegsgefangenschaft ausgeharrt, um die Qualen eines knurrenden Magens kennenzulernen. Für ihn machte es keinen Unterschied, ob seine Diener das restliche Essen zu ihren Kindern brachten oder an die Schweine auf den umliegenden Höfen verfütterten.

Diese Einstellung sorgte dafür, dass seine Leibeigenen ohne Peitsche loyal waren – so loyal wie Menschen, denen man keinerlei Rechte zusprach, sein konnten.

Der Frost schlich auf lautlosen Pfoten um das windschiefe Gebäude und schob seine Schnurrhaare durch die Spalten des Hauses. Die morschen Holzwände konnten die Kälte nicht zur Gänze fernhalten, sodass die siebenköpfige Familie in Woldecken gehüllt am Tisch saß.

In dieser Hinsicht war der Graf ebenfalls großzügig – oder praktisch veranlagt, wie böse Zungen behaupteten. Da in diesem Frühjahr die Kälte nicht nachlassen wollte und vielen Familien das Feuerholz ausging, hatte er Decken und Wämser an die notleidenden Bewohner der Siedlung ausgeben lassen.

Für Krankheit und Elend war keine Zeit, wenn es endlich taute und die Äcker bestellt werden mussten.

Niemand war entbehrlich. Nicht die kleinen Kinder, die im Herbst mit ihren älteren Geschwistern im Wald Samen und Beeren sammelten. Nicht die Alten, die die Jüngsten betreuten und die Schweine fütterten, während die Eltern den Arbeiten auf der Burg oder auf dem eigenen Stück Land nachgingen. Jede Hand wurde gebraucht. Selbst der Greis erfüllte seinen Zweck, wenn er neben den Hühnern in der Sonne saß und mit krächzender Stimme lauernde Raubvögel vertrieb.

Das Leben war zu beschwerlich, um die Geschenke des Grafen stolz abzuweisen.

Erschöpft von einem langen Tag auf der Burg lehnte Brano sich zurück. Sein grob gezimmerter Stuhl knarrte protestierend. Der Hausherr beobachtete seine schwangere Frau, die ihre jüngste Tochter mit Brei fütterte. Die Kleine hatte ihren ersten Winter gut überstanden und krächte vergnügt, wenn der Löffel in Schlangelinien auf sie zukam.

Die Liebe in Sillas Blick rührte Brano. Seine Frau wurde oft für kühl gehalten, galt als wortkarg und sogar hochmütig, aber er kannte sie besser. Silla war lediglich niemand, der sich mit falschen Freundlichkeiten aufhielt oder sprach, wenn sie nichts zu sagen hatte. Sie war ruhig und gerecht, hielt sich von Spott und Lästereien ebenso fern wie von unzüchtigem Treiben. Die Götter hatten es gut mit ihm gemeint, als sie ihm Silla an die Hand gaben.

Lächelnd schob Brano seinem ältesten Sohn einen Löffel zu, damit dieser nicht gierig mit den Fingern in die Süßspeise langte.

»Wird kein gutes Jahr, kein gutes Jahr«, raunte die Alte, die nah am Feuer auf der Bank kauerte. »Zu kalt. Und wenn es hier kalt ist, ist es im Norden noch kälter. Dann kommen sie. Kommen sie. Nehmen uns alles weg. Ach ja, ach ja...«

»Schon gut«, beruhigte Brano seine Schwiegermutter. »Der Krieg ist lang vorbei. Es gibt keine Plünderungen mehr. Niemand nimmt uns etwas weg.«

Vom Alter trübe Augen funkelten ihn an und erinnerten ihn daran, dass in der schwachen Hülle ein scharfer Verstand lauerte: »Der Krieg endet nie. Irgendwo kämpfen sie immer. Und Sicherheit gibt es nicht. Ich weiß, wovon ich rede.« Sie wiegte sich in ihrem Nest aus grauen Decken. »Drei Söhne... ich hatte drei Söhne, und keiner kam nach Hause zurück.«

»Aber ich bin noch da«, schaltete Silla sich ein, bevor das Gespräch zu düster für die Kinder wurde.

Brano wusste, dass sein Weib es hasste, den Geschichten ihrer Mutter zu lauschen. Sie waren zu trostlos.

Sieben Kinder hatte sie geboren, aber nur vier über das Säuglingsalter gebracht. Nur Silla war ihr geblieben. Zwei ihrer Söhne waren bei einem fruchtlosen Angriff auf Zenja gefallen, der dritte galt nach dem Sommerkrieg als verschollen. Branos Schwiegermutter hoffte immer noch, dass ihr letzter Sohn eines Tages zu ihr zurückkehren würde.

Das grausame Gemetzel, das als Sommerkrieg bekannt wurde, hatte vor mehr als fünfzehn Jahren stattgefunden. Ohne Rücksicht auf Verluste hatten die verfeindeten Parteien ihre Krieger gegeneinander ins Feld geführt, bis sie fast bis auf den letzten Mann im Staub lagen. Wer nicht in der Schlacht getötet wurde, verblutete hinterher oder erlag den Folgen des Wundbrands. Überlebende gab es kaum und die wenigen, die in die nahen Wälder fliehen konnten, waren längst zu ihren Familien zurückgekehrt.

»Und du bist ein gutes Mädchen«, tätschelte die Greisin die Hand ihrer Tochter. »Aber wenn du weiterhin so schnell Kinder bekommst, wirst du vor deiner Zeit verblühen.« Sie deutete auf Sillas gewölbten Leib. »Kinder sind ein Segen, aber sie rauben einer Frau die Kraft.«

»Was sollen wir tun, wenn die Götter unsere Verbindung segnen?«, erwiderte Brano gedankenlos und senkte peinlich berührt den Blick, als seine Schwiegermutter ihn halb belustigt, halb streng ansah.

Nein, er wollte nicht mit ihr über die nächtlichen Gepflogenheiten seiner Ehe sprechen. Zwar war er das Leben in einer engen Behausung und die damit einhergehende Nähe zur Familie gewohnt, aber die körperliche Liebe zwischen seiner Frau und ihm ging niemanden etwas an.

Als das letzte Stück Fleisch verzehrt und die Schüssel mit der Süßspeise leer war, ging Brano mit den älteren Kindern nach draußen, damit sie sich wuschen. Der Nachwuchs spritzte sich gegenseitig nass, während Brano an der Stalltür lehnte und in den Himmel sah.

Der Abend war klar. Keine Wolke war zu sehen, die das Land vor der schärfsten Kälte schützte. Die Sterne hoben sich deutlich vom dunkelblauen Gewand der Nacht ab. Von dem kleinen Mond war nur eine schmale Sichel zu erkennen, während der große Mond – der sogenannte Witwenmond – die Baumspitzen der nahen Wälder versilberte.

Als kleiner Junge hatte Brano an die Geschichten geglaubt, die man sich über den größeren der beiden Himmelskörper erzählte. Kaum fünf Jahre alt, war er des Nachts in den Wald gelaufen, um die Tränen der verwitweten Göttin Adelis zu finden. Es hieß, ihr Schmerz über den Verlust ihres Geliebten wäre so gewaltig, dass ihre Tränen zu silbernen Münzen wurden, sobald sie den Erdboden erreichten.

Gefunden hatte er nichts. Bekommen hatte er eine Erkältung und zwei aufgeschlagene Knie, weil er in der Dunkelheit über eine Baumwurzel stürzte. Eine Tracht Prügel von seinem Vater gab es obendrein.

Manchmal wünschte Brano sich heute noch, die Legende hätte einen wahren Kern. Er arbeitete hart, aber konnte seine Familie nur knapp ernähren. Seine Schwiegermutter hatte nicht unrecht. Mehr Kinder konnten sie sich nicht leisten, bevor ihr Ältester nicht groß genug war, um sie tatkräftig auf dem Hof zu unterstützen.

Traurig. Er hätte dem Jungen mehr Kindheit gegönnt.

Als Brano die schleifenden Schritte über das leere Kürbisfeld auf sich zukommen hörte, scheuchte er die Kinder ins Haus.

Angst hatte er ob des nächtlichen Besuchers nicht. Er war ein Mann, an dessen Schulter sowohl Freunde als auch Verwandte gern Trost suchten. Ein Besuch zu später Stunde war nichts Ungewöhnliches für ihn, aber so manches Thema, mit dem die Leidtragenden zu ihm kamen, war nicht für die Ohren seiner Kleinen bestimmt.

Krankheit und Tod, Betrug und Ehebruch, Gotteslästerung und besonders den Hass auf das ärmliche Leben wollte er so lange wie möglich von ihnen fernhalten.

Besorgt sah Brano der Gestalt entgegen, die sich schwerfällig auf ihn zu schleppte. Das helle Mondlicht ließ erkennen, dass der Besucher sich den Oberschenkel hielt. Brano kannte den Mann nicht. Ein Reisender, der Hilfe brauchte?

Als der Fremde näher kam und in den Lichtkreis der Fackel trat, sah Brano seinen Verdacht bestätigt.

Das Gesicht des Mannes war blutverschmiert. Seine leichte Lederkleidung war zerrissen, entblößte an zahlreichen Stellen aufgeschürfte Haut. In seiner freien Hand hielt er die Überreste zeretzter Zügel.

Ein schlechterer Mensch hätte angesichts der Tatsache, dass der Fremde ein Reitpferd sein Eigen nannte, finstere Gedanken gehegt. Ein reicher Mann hatte oftmals mehr Münzen in seinem Beutel, als eine genügsame Familie in einem Winter zum Überleben brauchte. Doch Brano war kein Halsabschneider. In dem festen Glauben, dass Ikir, der göttliche Richter, jede noch so kleine Verfehlung sah, hielt er sich an die Gesetze der Menschlichkeit und nahm sich nichts, was ihm nicht zustand.

»Herr«, rief er halblaut und ging dem Fremden entgegen. »Lasst mich Euch helfen. Ihr nähert Euch einer Eisschicht.« Die Schweine hatten am Nachmittag ihren Trog umgeworfen und das Wasser war auf dem Hof zu einer spiegelnden Fläche erstarrt. »Ihr seht nicht aus, als solltet Ihr ein weiteres Mal zu Boden gehen.«

Eine Antwort bekam er nicht, aber das halblaute Keuchen vermengt mit einem lang gezogenen Stöhnen alarmierte ihn. Der Mann schien sich kaum auf den Beinen halten zu können. Umso näher er kam, umso deutlicher wurde, dass er aus einer Vielzahl Wunden blutete.

»Silla!«, schrie Brano in Richtung Haus. »Wir haben einen Verletzten. Hol den Branntwein und saubere Tücher. Lass Mutter Wasser heiß machen.«

Mit zwei langen Schritten sprang er über die Eisfläche und trat an den Fremden heran. Vertraulich fasste er ihn an der Schulter und stabilisierte seinen schwankenden Gang. »Kommt herein. Wir kümmern uns um Euch. Meine Frau ist eine fähige Heilerin.«

Der Verletzte richtete sich unter der Berührung auf und starrte den Hausherrn an. Blut sickerte aus seinem Mundwinkel. Er lallte, als er stockend fragte: »Bist du Brano? Der Brano, der früher auf der *Falkenfeder* zur See gefahren ist?«

Überrascht versuchte Brano, das Gesicht des Besuchers unter dem Blut zu erkennen. Handelte es sich bei dem Gast um einen Freund aus alter Zeit, in der er die Meere bereist hatte?

»Ja, der bin ich«, gab er neugierig zurück. »Kennen wir uns? Es tut mir leid, Herr. Euer Gesicht ist stark geschwollen. Ihr kommt mir gar nicht bekannt vor.«

»Wer hat gesagt, dass wir uns kennen?«, lachte der Fremde schaurig auf. Er gurgelte beim Sprechen und dunkle Flüssigkeit benetzte seine Lippen und sein Kinn. »Jemand anderes kennt dich und das ist alles, was für mich zählt.«

Eine geflammte Klinge zischte empor und warf mit gleißender Schneide das fahle Mondlicht zurück in den Himmel. Zwei schnelle Bewegungen – zu schnell für einen Mann, der sich kaum auf den Beinen halten konnte – und der Dolch färbte sich schwarz.

Ungläubig spürte Brano seine Knie weich werden. Kälte, die frostiger war als der finsterste Winter, griff nach ihm und hüllte ihn in einen Mantel aus Dunkelheit.

Silla, die mit einem Korb hilfreicher Utensilien unter dem Arm aus dem Haus kam, sah ihren Ehemann zu Boden gehen. Sie schrie.

Nicht viel später umklammerte sie ihren eigenen Hals, als wolle sie das Blut, das aus ihrer Kehle sprudelte, zurück in ihren Körper zwingen.

Es gelang ihr nicht.

Als Brano den dritten Tag in Folge nicht zur Arbeit erschien, schickte der Hofmeister einen Stallburschen, um nach ihm zu sehen. Der Junge kehrte mit grüner Nasenspitze und blassen Lippen in die Burg zurück; unfähig, das Grauen in Worte zu fassen, dem er auf dem Gehöft ins Auge gesehen hatte.

Es gab keine Überlebenden. Die Familie war dahingemetzelt worden; von der gebrechlichen Großmutter bis hin zu dem kleinen Mädchen, das seinen ersten Geburtstag nie erleben sollte.

Nicht einmal vor den Tieren hatte der Angreifer haltgemacht. Getrocknetes Blut klebte an den Wänden der Kate und der scharfe Geruch von in Angst gelassenem Urin lag über der Szenerie wie ein Leichentuch.

Es war kein Mord. Es war ein Massaker, die Handschrift eines Wahnsinnigen.

Kapitel 2

Das Haus auf den Klippen

Balfere war eine Stadt der Kontraste.

Die Gerüche des ehrlichen Handwerks – Farbe, Teer, Gerbstoffe – auf der einen Seite, die Dekadenz der Handelsherren mit ihren Duftwässerchen auf der anderen. Im nach Moder riechenden Hafenbecken lagen Handels- und Kriegsschiffe gleichermaßen. Geduckt in den Schatten der beiden Hügel, die den Kern der Oberstadt bildeten, fanden sich lehmige Wege und wackelige Hütten, in welche die Stürme im Frühling und Herbst oftmals das Wasser trieben. Die Anwesen der alteingesessenen Familien dagegen thronten in sicherer Höhe über den Klippen und trotzten mit ihren steinernen Fassaden Wind und Wetter.

Auf dem oberen Markt verbreitete sorgfältig verlegtes Kopfsteinpflaster ein städtisches Ambiente, das beim Lustwandeln zwischen den Ständen an Auralis erinnerte. Seide, Schmuck und Delikatessen wechselten für horrenden Preise den Besitzer.

Auf dem unteren, inoffiziellen Markt stank es nach Unrat. Die Waren waren von schlechter Qualität; die angepriesenen Lebensmittel manchmal verdorben, bevor sie auf den Tischen der ärmeren Bewohner landeten.

Balfere war keine große Stadt. Zumindest nicht im Vergleich mit Auralis, der selbst ernannten Hauptstadt Sundas.

Aber das dunkle Juwel der Westküste hatte seine Vorzüge. Wie die Nester der Strandkrähen hing es in den Klippen und konnte nur vom Meer aus angegriffen werden. Das natürliche Rund des Hafens war mit Wachtürmen gesichert, sodass kein feindliches Schiff sich nähern konnte, ohne dass die Wachen die Sturmtore in Richtung Oberstadt verschlossen.

Hinzu kam, dass Balfere eine freie Handelsstadt war. Kein Graf, keine weltliche Gerichtsbarkeit konnte den Handelsherren von Balfere Befehle erteilen. Sie allein entschieden, wer bei ihnen handeln durfte, welche Waren angeboten wurden und welche Zünfte sich bei ihnen niederließen.

Das gewinnorientierte Denken der Stadtväter zog neben ehrlichen Händlern und Handwerkern auch allerlei Schattenvolk an. Dass sich an diesem stürmischen Spätwintertag neben zwei Koggen, die auf die Löschung ihrer Ladung warteten, auch eine schwer bewaffnete Galeone in den Wellen wiegte, war nichts Ungewöhnliches.

Seeräuber, Söldner, Spione, Hehler, sie alle fühlten sich in Balfere zu Hause. Und mit ihnen und ihren vollen Geldbörsen kamen die Huren, Glücksspieler, Buchmacher, Kriegstreiber, Geldverleiher, Beutelschneider und andere finstere Gestalten.

Die findigen Händler hielt dieses Aufgebot dunkler Geschäftszweige nicht fern. Was für den einen Diebesbeute war, war für den anderen ein lukratives Geschäft.

Man arrangierte sich. Entweder in klingender Münze oder mit dem Dolch.

Beides war Stolan von Meerenburg recht.

Er war die Graue Eminenz Balferes. Über Jahrzehnte hatte er ein Spinnennetz aus Kontakten durch die Gassen der Stadt gewoben, bis sie zu seinem heimlichen Eigentum wurde. Er verlangte nicht viel. Keinen Respekt, keine Ehrerbietung, keine Krone, nicht einmal Steuern. Alles, was er wollte, war genug Macht, um das nach Salz und Tang riechende Juwel sein Eigen nennen zu können, und genug Silber, um angenehm zu leben.

Stolans faltiges Gesicht verzog sich zu einem spöttischen Lächeln, als sein Blick über den in der Tiefe liegenden Hafen wanderte. Fischer flickten ihre Netze am Pier. Fässer voll Branntwein und Rum wurden in ein nahes Lagerhaus gerollt. Rauch kräuselte sich über der Schmiede, die man nah am Wasser und von anderen Gebäuden isoliert errichtet hatte. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Feuer bis in die Oberstadt fraß und ernsthaften Schaden

an den herrschaftlichen Anwesen anrichtete, war kaum vorhanden. Aber es nützte nichts, wenn das gemeine Volk drei oder vier Mal im Jahr seine Hütten neu aufbauen musste.

Stolan mochte keine Verschwendung. Nicht von Silber, nicht von Holz und nicht von menschlicher Arbeitskraft. Für Letztere hatte er immer Verwendung. Und wenn er die Männer unter faden-scheinigen Vorwänden zur Fronarbeit in die Silberminen schickte.

Der Nordwind griff unter seinen mit Brandlößenfell besetzten Umhang, als er die Balustrade entlangschlenderte. Seine vom Alter gekrümmten Finger glitten über den Granit. Der mit Wasserspeiern geschmückte Balkon zog sich um die Westseite des Stockwerks. Wer immer dieses Gebäude errichtet hatte, musste das Meer ebenso geliebt haben wie er.

Stolan spitzte die Ohren, als er hinter sich Geräusche wahrnahm. Wie von selbst wanderte seine Hand zu dem Dolch an seinem Gürtel. Er war kein Krieger, beherrschte silberne Messer und Gabeln besser als das Schwert. Aber das unsichtbare Gift auf seiner Klinge verlangte nur nach einem Treffer, nach einer einzigen Berührung bloßer Haut. Damit fühlte er sich so sicher, wie ein Mann in seiner Position sich fühlen konnte.

»Herr?« Die Stimme des Dieners klang belegt.

Stolan war dafür bekannt, mit den Überbringern schlechter Nachrichten recht willkürlich zu verfahren. Darin unterschied er sich kaum von anderen herrschsüchtigen Despoten, doch bei ihm wusste man nie, was in seinen Augen eine schlechte Nachricht war.

Stolans Umhang bauschte sich im Wind auf, als er sich ruckartig umdrehte. Der Stoff spannte sich, als eine Böe in ihn hineingriff, und bildete einen majestätischen Rahmen für einen mächtigen Mann. Für einen Moment rückten die Legenden von geflügelten Kreaturen zwischen Mensch und Drache in den Bereich des Denkbaren.

»Sprich.«

»Euer Freund ist zurückgekehrt, Herr«, sagte der in schlichtes Leinen gekleidete Junge. Sein nur schwach ausgebildeter Adamsapfel hüpfte aufgeregt.

Stolan machte sich einen Spaß daraus, den Bengel zu ärgern. Er nahm sich Zeit, musterte ihn mit undurchdringlicher Miene. Erst als der Junge vor Angst in die Mauer zu schmelzen drohte, zog er abschätzig eine Augenbraue hoch und entließ ihn mit herablassender Geste.

Sein Freund war zurückgekehrt. Kein Begriff, den man wörtlich nehmen durfte. Jemand wie Stolan von Meerenburg kannte keine Freunde. Er hatte Beziehungen, sammelte Kontakte, sorgte dafür, dass man ihm Gefallen schuldig war, und tauschte die Frauen, die ihm sein Bett wärmten, regelmäßig aus. Jeder war käuflich. Freunde und Familie brauchte er nicht.

Sein Freund stand auf seiner Gehaltsliste und eigentlich nicht einmal das. Er war sein Eigentum. Ein Werkzeug. Eine Waffe. Eine Waffe, die ihn unlängst enttäuscht hatte.

Stolan wandte sich dem Meer zu. Dem Spiel der ungestümen Wellen mit ihren weißen Kronen. Dem Kreisen der Möwen, die darauf warteten, dass die Ebbe kam und ein Stück Meeresboden freigab, auf dem es vor Getier wimmelte.

Sothorn war zurück. Er hatte sich nicht an die Spielregeln gehalten und verdiente Strafe. Einem gefährlichen Mann, dessen Wesen mehr dem der Wargen im Wald entsprach als einem Menschen, durfte man keine Eigenmächtigkeiten durchgehen lassen.

Stolans linker Mundwinkel zuckte nach oben. Die grausamste Strafe wäre, die Rückkehr des Assassinen zu ignorieren. Dummerweise hatte er bereits einen neuen Auftrag für Sothorn in der Hinterhand und dafür musste dieser bei Kräften sein.

Er würde sich etwas anderes einfallen lassen müssen.

Gemessenen Schrittes verließ Stolan den Balkon und betrat sein Arbeitszimmer. Die Glut im Kamin war zu seiner Missbilligung erloschen. Aus einer Truhe hinter seinem Schreibtisch entnahm er eine bauchige Flasche, deren kühler Inhalt Blasen warf. Umsichtig gab er einen Teil der Flüssigkeit in eine Phiolen, versiegelte sie mit einem Korken und ließ sie in die Tiefen seines Umhangs gleiten.

Es war eine kleine Menge; zu klein, wie er wusste. Aber wer sich nicht an seine Befehle hielt, musste daran erinnert werden, wie viel Wert er auf Genauigkeit legte.

Teppiche vom fernen Kontinent Inahain federten unter Stolan's Sandalen, als er durch die Flure eilte. Seine Schritte waren kaum zu hören, als er sich der Eingangshalle näherte und von dort den Weg in den Weinkeller einschlug.

Stolan versicherte sich, dass niemand zwischen den mannshohen Fässern lauerte, bevor er an die rückwärtige Wand des Kellers trat. Er brauchte kein Licht, um die feinen Fugen im Mauerwerk zu finden. Er ertastete das unsichtbare Muster, bevor er einen Ring vom Finger zog und mit dem eingelassenen Saphir über den Stein rieb. Ein rötliches Licht flammte auf, als die Schutzrunen deaktiviert wurden und eine Steintür lautlos zur Seite glitt.

Ein letztes Mal sah Stolan sich um, bevor er die Treppe betrat, die in die Eingeweide des Berges führte.

Kaum jemand wusste von der Existenz des Geheimgangs oder den Räumlichkeiten, die tief im Gestein der Klippe verborgen lagen. Als Stolan von Meerenburg das Anwesen erstand, hatte es hinter der magisch versiegelten Tür lediglich einen Fluchttunnel zum Meer gegeben, an dessen Ende ein Boot darauf wartete, gefährdete Bewohner in Sicherheit zu bringen. Schnell hatte er erkannt, wie viel Potenzial in der unterirdischen Anlage steckte. Mit der Hilfe von findigen Bergleuten und einem Hauch elementarer Magie hatte er Lagerräume sowie ein Gefängnis mit Folterkammer in den Fels brechen lassen.

Es ließ sich nicht verhindern, dass Feuchtigkeit durch die Gänge zog, sodass er keine verderblichen Waren unter dem Anwesen lagern konnte.

Für Edelsteine, Metalle und Gefangene hingegen reichte es. Für seinen persönlichen Assassinen auch.

Stolan griff nach einer Fackel und ging umsichtig die feuchten Stufen hinunter. In seinem Alter heilten Knochen nicht mehr so schnell.

Nachdem er etliche Höhenmeter überwunden hatte, passierte er eine Reihe Gefängniszellen, deren einzige Bewohner in diesen Tagen Ratten waren. Er hatte nichts dagegen, dass die Nager sich in seinen Mauern einnisteten. Sie reinigten die Zellen von Unrat.

Spinnweben kitzelten ihn im Gesicht und legten sich in seine ergrauten Haare.

Sein Ziel war die einzige Zelle, die mit einer massiven Tür anstelle eines Gitters versehen war. Riegel und Schloss gab es nicht. Es brauchte keine Fesseln, um Sothorn an sich zu binden.

Stolan stemmte sich mit der Schulter gegen die verzogene Tür. Die Angeln quietschten Unheil verkündend. Im Inneren des kargen Raumes brannte eine Vielzahl Fackeln, als wolle der Bewohner die Dunkelheit des Berges aus seinem Heim vertreiben.

Der Hausherr musterte den in einer Ecke kauern den Assassinen und zog fragend eine Augenbraue hoch: »Gab es Schwierigkeiten?«

Stolan wusste bereits, dass es Schwierigkeiten gegeben hatte. Seine Kuriere hatten ihm Bericht erstattet, und sie waren schneller als ein Mann auf einem Pferd. Insofern bezog seine Frage sich weniger auf die Ausführung seines Auftrags als auf den erbärmlichen Zustand, in dem der Assassine sich befand.

Sothorn war etwas Besonderes.

Er entstammte einem bäuerlichen Volk, das in den Sümpfen von Herjos beheimatet war. Seine Sippe war unzivilisiert und lebte in bescheidensten Verhältnissen. Doch die zahlreichen Krankheiten, die in dem klammen Sumpfbereich gediehen, hatten einen Menschenschlag erschaffen, der zäh und widerstandsfähig war.

Die Moral der Sumpfbewohner galt einzig ihrem Überleben. Sie waren schnell, sehnig, geschickt an der Waffe, widerstandsfähig gegen die meisten Krankheiten und Legenden zufolge mit normalen Waffen kaum zu töten. Letzteres war ein Ammenmärchen. Es wurde von den Sklavenhändlern geschürt, die in die Sümpfe zogen, um die Kinder des Volkes zu rauben und in Auralis auf dem Markt feilzubieten.

Der Handelsherr hatte über die Jahrzehnte viele Assassinen verschlissen. Die meisten waren nicht lange in der Lage gewesen, den Nebenwirkungen des Lotus standzuhalten. Sothorn dagegen trotzte den Auswirkungen des Giftes seit über zehn Jahren, und er leistete hervorragende Arbeit. Noch.

Kühl betrachtete Stolan die Schnittwunden und Abschürfungen, die sich über die nackte Brust und die Arme seines Untergebenen verteilten. Sie zogen den Blick auf dessen ungleichmäßig getönte Haut.

»Also?«, hakte er nach; wohl wissend, dass Sothorns Interesse einzig der Phiole in seiner Tasche galt.

Er sah, wie der Assassine sich gierig über die Lippen leckte, bevor er mit rauer Stimme flehte: »Bitte... gebt mir erst...«

»Nein«, entgegnete Stolan gelassen. »Erst der Bericht. Es ist nicht meine Schuld, dass du zu spät bist.«

»Ich wurde überfallen«, beehrte der gefährlich schlanke Mann auf, dessen Leib nur aus Muskeln, Sehnen und Narben zu bestehen schien. »Sie haben mir mein Pferd unter dem Hintern weggeschossen.«

»Ich denke, du bist in der Lage, mit einer Horde Wegelagerer fertig zu werden.«

»Bin ich.« Sothorns Kopf ruckte hoch, seine blutunterlaufenen Augen flackerten. Stolan ekelte sich, als er bemerkte, dass in den Haaren seines Gegenübers getrocknetes Blut klebte. »Aber ohne Pferd... Ich musste zu Fuß reisen und... zurückkehren.«

»Das erklärt nicht, warum du die ganze Familie umgebracht hast«, fuhr Stolan scharf dazwischen.

Er wusste, dass er ungerecht war. Denn die Zeitverzögerung erklärte durchaus, warum Sothorn nicht nur sein Ziel, sondern auch alle anderen Bewohner des Hauses getötet hatte. Assassinen, die zu lange keinen Zenjanischen Lotus zu sich genommen hatten, wurden unberechenbar. Sie verloren an Geschick und setzten in ihrer Raserei auf grobe Maßnahmen.

Sothorn umklammerte seinen Oberkörper und wiegte sich auf dem Wust aus Decken, die seine Lagerstatt bildeten. Seine Finger zuckten nervös, als denke er darüber nach, seinen Herrn anzugreifen.

»Es tut mir leid, dass ich Euch enttäuscht habe«, hörte Stolan ihn flüstern. »Ich werde es beim nächsten Mal besser machen.«

»Besser reicht nicht«, entgegnete der alte Mann streng. »Du wirst meinen Auftrag wortgetreu ausführen. Einen Mann kann man töten, ohne dass allzu viele Fragen gestellt werden. Eine Familie zu töten, schafft Aufmerksamkeit. Hast du mich verstanden?«

Auf eine Antwort wartete Stolan nicht. Er wusste, dass der Assassine in diesem Zustand ausnahmslos alles sagen, tun und beschwören würde, um an sein Gift zu kommen. Sein Wort war in diesem Zustand nicht viel wert.

Er zögerte den Moment der Erlösung hinaus. Schließlich lächelte er gönnerhaft, bevor er in seinen Umhang griff und die Phiole hervorholte. Behutsam stellte er sie auf den klapprigen Tisch in der Mitte des Raumes. Sofort war Sothorn auf den Füßen und strafte damit seinen äußeren Zustand Lügen.

Faszinierend, dachte Stolan bei sich. Er ist erschöpft und verletzt und doch schnell wie ein Fuchs. Ich darf ihn nicht unterschätzen.

Die braunen Augen des Assassinen weiteten sich, als er die Phiole in den Händen barg und ihr geringes Gewicht spürte: »Ist... bekomme ich nicht mehr? Das reicht nicht. Damit... ich brauche mehr.«

»Strafe muss sein«, entgegnete Stolan gelassen. »Du hast nicht erwartet, dass du für einen schlecht erfüllten Auftrag belohnt wirst, oder?«

Mit diesen Worten verließ er die übel riechende Zelle und ihren Insassen. An dem animalischen Klageschrei, der ihn gellend verfolgte, störte er sich nicht. Er lächelte.

Kapitel 3

Ein Assassine, eine Geschichte

Der Geruch von verbranntem Fleisch stieg Sothorn in die Nase und ließ seine Augen tränen. Beißend, rauchig, ein wenig scharf, wenn sich ein unsichtbares Härchen unter das Metall schob. Auf ekelhafte Weise an den Duft eines über niedriger Flamme gegarten Schweins erinnernd.

Er verzog keine Miene, als er das Brandeisen in die Haut seines linken Oberarms presste und dabei zusah, wie ein schwelendes Mal auf seinem Bizeps entstand. Es zeigte die gewundene Form eines Halbmonds. Die Spitzen seiner weinroten Mähne lugten über seine Schulter wie neugierige Schlangen und schufen einen eigenwilligen Kontrast zwischen gebräunter Haut, Verbrennung und Haar; eine martialische Schönheit.

Ein fremder Beobachter hätte sich über Sothorns Teilnahmslosigkeit gewundert und ihn wohl als einen Mann ungewöhnlicher Willenskraft bejubelt, der seine Kunst auf den Märkten zur Schau stellen sollte.

Aber Sothorn war kein Held, nicht willensstärker als andere Männer und erst recht kein reisender Schausteller, der für seine Vorstellung übte.

Er empfand keinen Schmerz, und das war nicht gut.

Es hatte begonnen und es hatte viel länger auf sich warten lassen, als er zu hoffen gewagt hatte. Falls jemand wie er wusste, was Hoffnung war.

Prüfend betrachtete Sothorn seinen Oberarm, bevor er das grobe Brandeisen achtlos zu Boden warf. Sieben frische Halbmonde, zwei fast verheilte und drei, die sich wie ein ausgefallener Schmuck von seiner Haut abhoben.

Zwölf.

Nichts gegen die sechzig Brandzeichen auf seinem rechten Arm, der von Narben übersät war, sodass die Formation der Halbbrunde einem eng anliegenden Kettenhemd glich.

Ein halber Mond für jedes seiner Opfer.

Keine Salbe kühlte die verbrannte Haut. Nur etwas kaltes Wasser gab er über die Wunden, bevor er sich auf sein Lager zurückzog.

Wenn sein Arm auch taub war, der Rest seines Körpers war es nicht. In seinem Bauch, den Beinen, Händen und dem Rücken tobten Schmerzen, als würden seine Knochen und Eingeweide von Mühlsteinen zerrieben.

Nicht genug. Der Meister hatte ihm nicht genug gegeben, um sich besser zu fühlen. Nur so viel, dass er nicht den Verstand verlor. Nicht wissend, dass Sothorn ihn bald enttäuschen und damit sein eigenes Todesurteil unterzeichnen würde.

Der Fluch des Lotus lastete schon zu lange auf ihm. Die Droge von der Insel Zenja kroch durch jede Faser seines Körpers und hatte ihn vor vielen Jahren besiegt.

Zenjanischer Lotus war teuer, schwer zu beschaffen und forderte innerhalb kürzester Zeit die Seele der Abhängigen. Er war ein ideales Druckmittel für Herrscher, die sich der Loyalität ihrer Spielfiguren auf dem Schlachtfeld der Politik sicher sein wollten. Zenjanischer Lotus tötete nicht, löste keinerlei Hochgefühl aus, setzte den Süchtigen nach Einnahme nicht außer Gefecht und benebelte nicht den Geist – zumindest anfangs nicht. Er schuf eine gewaltige Leere im Kopf, die es möglich machte, Befehle ohne jede Überlegung entgegenzunehmen und auszuführen.

Kälte, Taubheit, Gewissenlosigkeit.

Bei einmaliger oder sehr seltener Einnahme richtete der Lotus keinen Schaden an, aber sobald man süchtig war, war man verloren.

Etwas raschelte in der Nähe des Eingangs. Sothorn bemerkte den Umriss einer fetten Ratte, die sich ungeachtet ihrer Körperfülle zwischen Stein und Holzbohlen der Tür in sein Gemach quetschte. Aus ruhigen Augen beobachtete er den Nager und schloss innerlich Wetten ab, ob das Tierchen stecken bleiben würde.

Tat es nicht. Kaum dass die Ratte ihren Weg in seine schmutzige Zelle gefunden hatte, setzte sie sich possierlich auf die Hinterbeine und putzte sich. Sothorns Anwesenheit störte sie ebenso wenig wie andersherum. Zu gut verstand er den Wunsch der Ratte, ihren nassen Pelz zu trocknen.

Die Katakomben waren stets feucht von der Gischt des Meeres und sein Raum der wärmste Ort im finsternen Gestein. Sie führten eine friedliche Koexistenz, die Ratten und er. Sie leisteten ihm Gesellschaft, fraßen die Überreste seines Essens und er drehte ihnen im Gegezug nicht den Hals um. Das war ein gutes Geschäft, wie er fand.

Sothorn verzog das Gesicht und schob seine schmerzenden Fingerknöchel zwischen die Knie. Manchmal war es schwierig, mit den widersprüchlichen Empfindungen fertig zu werden. Er spürte seinen linken Arm nicht mehr, aber hatte dafür schlimme Schmerzen in den Händen.

Morgen konnte es andersherum sein.

Er war seit über vierzehn Jahren süchtig. Wenn er seinem Herrn und Meister Glauben schenken durfte, gab es keinen anderen Assassinen, der den Nebenwirkungen des Giftes so lange standgehalten hatte.

Aber seine Zeit lief ab.

Sein Geist war schon seit Jahren stumpf und leer, frei von Gefühlen oder eigenem Willen. Vor wenigen Monaten hatte der körperliche Verfall eingesetzt. Deshalb konnte er sich ein Brandeisen in den Arm pressen, ohne etwas zu spüren. Seine Gliedmaßen verloren an Empfindungsfähigkeit.

Mal konnte er es nicht spüren, wenn er sich den Fuß stieß, mal fühlte er die Zügel in seinen Fingern nicht, wenn er unterwegs war. Dann wieder wollte er Wasser lassen und stellte fest, dass sein Unterleib wie tot war.

Es kam, es ging und irgendwann würde es bleiben. Sobald er den Punkt erreichte, an dem die Taubheit in seinen Fingern ihn davon abhielt, seiner Arbeit nachzugehen, war sein Schicksal besiegelt.

Niemand brauchte einen Meuchelmörder, der keinerlei Gefühl für den Dolch in seiner Hand hatte.

Die Rückkehr in ein normales Leben blieb ihm verwehrt. Stolan von Meerenburg würde sich eher die Zunge herauschneiden, als ihn gehen zu lassen. Er wusste zu viel über dessen Machenschaften. Selbst wenn er Sothorn freigegeben hätte, gab es keinen Ort, an den er gehen konnte.

Als Geschenk für Menschen wie seinen Herrn gab es auf dem Weg der Sucht nach dem Lotus keinen Weg zurück. Noch nie hatte es jemand geschafft, sich von der Droge frei zu machen. Die Schmerzen, die sich durch den Körper fraßen, wenn die giftigen Elemente in den Adern der Betroffenen nach ihren Brüdern riefen, waren unerträglich, trieben gestandene Männer in den Freitod oder in den Irrsinn.

Der einzige Segen an Sothorns Zustand war, dass der Lotus ihm seine Ängste genommen hatte.

Als er vor vielen Jahren nach Balfere kam – ein schmutziger Bengel in Fetzen gekleidet –, hatte er sich gefürchtet. Die Klippen, auf denen die Stadt errichtet war, hatten ihm ebenso viel Angst gemacht wie die Ungewissheit, die sich wie eine eiserne Kette um seinen Hals schloss.

Man hatte es ihm nicht leicht gemacht. Nicht ihm, nicht den anderen Unglücklichen, die ihm in den ersten Monaten seiner Ausbildung Gesellschaft geleistet hatten. Man hatte sie gründlich geprüft.

Eigenschaften wie Zähigkeit, Kraft und besonders Geschick waren wichtig für einen Assassinen, der es wert war, dass man ihn mit Hilfe von kostspieligen Drogen zum Leibsklaven machte. Niemand investierte ein Vermögen in einen dünnen Jungen, der nach zwei Jahren unter der Last des Lotus zusammenbrach.

Sie wurden allein in dunkle Räume gesperrt, mussten hungern, dürsten, wurden geschlagen, getreten, ausgepeitscht und auf dem Deck eines Schiffes der Kraft der Sonne ausgeliefert.

Drei Tage lang. Im Hochsommer. Ohne einen Faden Kleidung am Leib. Manchmal auf dem Rücken, mal auf dem Bauch liegend auf die Planken gefesselt.

Sothorn hatte sich damals auf eine Weise verbrannt, die ihn für den Rest seines Lebens zeichnen sollte.

Von Natur aus hatte er eine helle Haut, die im scharfen Kontrast zu seinem roten Haar stand. Dank der Sonnenbrände, die er in den ersten zwei Jahren seines Aufenthalts in Balfere erlitten hatte, erinnerte er an eine der mit Bronze übergossenen Statuen vor dem Tempel der Insa.

Es war eine Ironie des Schicksals, dass seine verstümmelte Haut ausgerechnet an die sanfte Göttin der Heilkunst gemahnte.

Von den drei Jungen, die damals in die Stadt kamen und Stolan von Meerenburg vorgestellt wurden, hatte nur er überlebt.

Als er das erste Mal ein Leben nahm, war er elf Jahre alt gewesen, und es hatte ihm etwas ausgemacht. Nächtelang hatte ihn der Anblick der blutjungen Frau begleitet, die sich unter Krämpfen am Boden wand – getötet von einem die Atemwege lähmenden Gift, das er ihr in den Wein gegeben hatte. Niemand misstraute einem Jungen in diesem Alter.

Als sein drittes Opfer in seinem Blut lag und mit leeren Augen in den Himmel sah, hatte Sothorn in der folgenden Nacht das Brandeisen geschaffen. Geformt aus einer abgebrochenen Ledernadel und mit viel Geduld über den Flammen biegsam gemacht.

In den frühen Morgenstunden hatte er sich drei Monde in den Arm gebrannt. Es wurde zu einem Ritual, obwohl er zu jung war, um zu begreifen, warum er es tat. Er hatte die Tradition fortgeführt, obwohl er schon lange nichts mehr dabei empfand, ein Leben zu nehmen.

Sothorns Dasein bestand aus drei Elementen. Schmerzen, wenn Stolan ihn darben ließ. Erleichterung, wenn die zähe Flüssigkeit seine Lippen benetzte. Das Wissen, dass er gute Arbeit leisten musste, wenn er nicht zugrunde gehen wollte.

Aber es ging zu Ende. Vielleicht blieben ihm Wochen, vielleicht ein Jahr.

Der Gedanke, bald zu sterben, machte ihn weder ängstlich noch wütend. Es war der Lauf der Dinge. Kein Mann konnte sich gegen sein Schicksal stellen.

Eines Tages würde ihm der Dolch aus der Hand gleiten. Falls er den Auftrag überlebte, hoffte er, dass sein Meister gnädig war und ihm einen schnellen Tod gab. Von den Klippen in die schäumende See gestoßen zu werden, würde ihm gefallen. Einmal fliegen, sich einmal leicht fühlen, einmal frei sein.

Sothorn, der blutrünstigste Assassine von Sunda, war dreiundzwanzig Jahre alt und wusste, dass es keine Rettung für ihn gab.

»Er ist nicht bereit.«

Die Stimme war sonor, kräftig und doch kaum lauter als das Prasseln der Holzscheite im Kamin. Es war die Stimme eines Mannes, der es gewohnt war, dass man ihm zuhörte und es nicht nötig hatte, durch Lautstärke auf sich aufmerksam zu machen.

Ein spöttisches Raunen antwortete ihm, ungesund heiser klingend, als spräche die Person mit zgedrückter Kehle: »Es geht nicht um bereit oder nicht bereit. Es muss getan werden, was nötig ist.«

Der hochgewachsene Mann sah auf und musterte die aufrechte Gestalt in den Schatten. Ihrer Silhouette war kaum zu entnehmen, dass es sich bei ihr um eine Frau handelte. Schmal, frei von weichen Rundungen, die Körperhaltung stolz und kampfbereit. Eine Herausforderung an die Welt im Allgemeinen und ihn im Besonderen.

Theasa war weder schön noch sanft noch weiblich. Ihre Kraft, die man ihren schlanken Armen kaum zutraute, und ihr Biss machten sie zu einer einzigartigen Frau, die man bewundern, aber nicht leicht lieben konnte. Diese Phase ihrer Bekanntschaft hatten sie lange hinter sich gelassen.

Nachdenklich drehte Janis den Becher mit warmem Honigwein in seinen Händen: »Aber was, wenn er versagt?«

»Versagen?«, echote Theasa ungläubig und wandte sich zu ihm um. Die Dolche an ihrem Gürtel schaukelten sacht, verursachten in ihren Lederhüllen jedoch keinerlei Geräusch. »Sprechen wir über dieselbe Sache?«

Er zog in Betracht, dass sie aneinander vorbeigeredet hatten. Theasas Gedanken neigten dazu, in wirren Bahnen zu verlaufen.

»Sag du es mir«, bat er und griff sich in den winterlich struppigen Bart. »Ich rede von Geryim. Ich glaube nicht, dass er so weit ist. Was, wenn er es nicht schafft?«

Theasa lachte rau auf: »Dann gibt es über kurz oder lang zwei Tote, würde ich sagen.«

Nicht schockiert, aber betroffen lehnte Janis sich in die Kissen zurück und streckte die kalten Füße in Richtung Feuer. Erst vor wenigen Stunden war er heimgekehrt und hatte feststellen müssen, dass Theasa Geryim ohne Rücksprache mit ihm nach Balfere geschickt hatte.

Er ärgerte sich.

Theasa hatte jedes Recht, Befehle zu erteilen, aber oft mangelte es ihr an Weitsicht. Sie handelte impulsiv, ohne vorher nachzudenken.

Geryim war jung im Verhältnis zu ihnen und äußerst anfällig für Einflüsse von außen. Er kämpfte hervorragend, aber ihn zu diesem Zeitpunkt auf einen anderen Assassinen anzusetzen, war ein Wagnis, das Janis nicht eingegangen wäre.

Janis verstand nicht, warum Theasa den Wargssolja allein seines Weges geschickt hatte. Warum einen einzelnen Mann in den Hexenkessel der Küstenstadt schicken, wenn er auch eine Eskorte hätte haben können? Den Auftrag musste Geryim allein erfüllen, aber das bedeutete nicht, dass ihn niemand begleiten durfte.

Für Theasa war alles eine Prüfung, ihre ganze Existenz, jedes Jahr, jeder Auftrag, jede Stunde.

Janis drückte seinen Eckzahn in die Unterlippe und nahm sich ein Herz: »Es ist unklug, einen guten Mann zu verschleißen. Wenn er nicht zurückkommt, wird man deine Entscheidungen infrage stellen. Und meine gleich dazu.«

»Angst?«, spottete Theasa. »Es muss getan werden, das weißt du. Und Geryim ist der richtige Mann dafür. Übrigens...«, sie legte eine kunstvoll in die Länge gezogene Pause ein, »... ist mir sehr klar, wer hier meine Entscheidung anzweifelt. Warum kommt der Vorwurf von hinten, alter Freund? Warum sagst du mir nicht ins Gesicht, dass du nicht mit meinem Befehl einverstanden bist?«

»Weil unsereins immer von hinten angreift«, rutschte es Janis heraus und brachte sie beide zum Lachen. Unpassend dreckig angesichts des ernstesten Gesprächsthemas.

Theasa schlenderte aus den Schatten und ließ sich neben ihm auf die Sitzkissen fallen. Sie zog die Beine an und bettete ihr Kinn auf ihre Knie.

Schräg sah sie ihn von der Seite an: »Ich kenne meinen Platz. Du bist der Denker und ich bin diejenige, die handelt. Bleiben wir dabei. Damit sind wir immer gut gefahren. Aber um auf das ursprüngliche Thema zurückzukommen: Was wirfst du mir vor?«

»Dass du dir zu wenig Gedanken machst«, erwiderte Janis ehrlich. »Du spielst mit Geryims Leben, als wäre es nichts wert. Aber wir brauchen ihn. In allen Belangen. Er ist ein guter Mann.«

»Ja, das ist er«, stimmte Theasa ihm zu, ein gieriges Lächeln um die Lippen. »Er ist ein Tier. Er kämpft wie ein Wolf. Manchmal glaube ich, er könnte der Stärkste von uns werden. Er hat etwas Wildes in sich. Etwas, das selbst in größter Not einen Ausweg findet.«

»Eine nützliche Eigenschaft für einen Assassinen«, gab ihr Gefährte zu und nippte an seinem Honigwein. »Aber vergiss nicht, dass er unberechenbar ist. Ich wage nicht einzuschätzen, wie er sich in Balfere schlagen wird. Vielleicht verlieren wir ihn.«

»Wir führen ein gefährliches Leben«, zuckte Theasa die Achseln. »Leben, sterben. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Janis verdrehte die Augen: »Nun stell es nicht dar, als wäre er dir egal.«

Ein scharfer Unterton mischte sich in seine Worte, den er nicht bereute. Er wusste, warum Theasa sich kühl gab und dass ihr eisiges Wesen Teil ihrer Maske war, doch in Momenten wie diesen ärgerte ihn ihre Gleichgültigkeit.

Janis machte sich Sorgen. Geryim erwartete ein gefährlicher Gegenpart, mit dem er selbst es nicht aufnehmen konnte.

Theasa betrachtete ihn von oben bis unten, bevor sie spitz erwiderte: »Nein, er ist mir nicht egal. Aber im Gegensatz zu dir bin ich mir sicher, dass Geryim Sothorn gewachsen ist und wieder nach Hause kommt.«

Kapitel 4

Das dampfende Meer

Die Küstenstadt wurde von ihren Bewohnern oft als Dampfküche des Westens bezeichnet. Schuld daran war die schlechte Sicht, die an den meisten Tagen des Jahres im Hafen vorherrschte.

Oft war es lediglich Nebel, der vom Meer her aufzog. Aber wenn der Wind von Nordosten kam, wurden die nach Schwefel riechenden Dämpfe des nahen Gebirges in die Stadt getrieben. Vulkane ergossen dort einen stetigen Strom Lava ins Meer und warfen gewaltige Schwaden auf.

Balfere kannte drei Witterungen. Es gab Regenschauer mit peitschenden Windböen, träge die Dächer umschmeichelnden Nebel und Dampf, der nach faulen Eiern roch.

Dass die Sonne sich durchsetzte, kam selten vor.

Sothorn störte die Feuchtigkeit nicht, die in seine Kleidung drang und seine Haut unter dem Stoff benetzte. Sie erinnerte ihn an seine Kindheit, an den Sumpf und an seine Eltern, deren Gesichter er nicht mehr heraufbeschwören konnte. Er wusste, welche Spiele er als Kind gespielt hatte, an welcher Stelle man ihn eingefangen hatte und wo die Bienenkörbe hingen, aus denen sie früher Honig gestohlen hatten. Aber wie seine Mutter ausgesehen hatte, wusste er nicht mehr.

Es kümmerte ihn nicht.

Leichtfüßig erklimmte er die Strickleiter und betrat den abgelegenen Pier. An dem altersschwachen Steindamm legten keine großen Schiffe mehr an. Nur vereinzelte Fischerboote wiegten sich auf den Wellen; umkreist von hungrigen Möwen, die auf einen Teil des Fangs hofften.

Sothorn vertäute sorgfältig das Ruderboot. Seine Finger zitterten. Er hatte es nicht länger in seiner kargen Behausung ausgehalten.

An Tagen wie diesen, an denen er bereits mit Schmerzen aufwachte, drohten die grob behauenen Mauern seines Kerkers ihn zu ersticken. Sein Meister interessierte sich nicht dafür, ob er das Anwesen verließ. Nur morgens musste er sich verfügbar halten, um Aufträge entgegenzunehmen.

An diesem Tag hatte Stolan keine Verwendung für ihn gehabt. Leider. Zu gern hätte er sich eine Belohnung verdient.

Mit hochgezogenen Schultern schlenderte Sothorn in Richtung des Kais.

Es war ein guter Tag für das Geschäftsviertel Balferes. Mehrere Handelsschiffe lagen tief vor Anker. Die Mannschaften schoben sich über die hölzernen Stege in Richtung Unterstadt.

Farbenfrohes Volk mischte sich mit in Brokat gekleideten Handelsleuten, Söldnern und Kindern, die spielend an den Fischständen entlang tobten.

In der Nähe der Kneipen und Tavernen lauerten Huren, die gegen klingende Münze eine Nacht voller Leidenschaft für ausgehungerte Seeleute versprachen. Die meisten der Frauen wirkten trotz jungen Alters verbraucht und müde. Doch wenn ein Matrose seit drei Monaten keine Haut berührt hatte, wurde jede Hure zur vollbusigen Schönheit.

Sothorn passierte ein Schiff nach dem nächsten und musterte aufmerksam die Menge. Verborgен in der Innenfläche seiner rechten Hand verbarg er eine winzige Klinge, kaum länger als sein Zeigefinger. Unter dem Vorhang seiner dunkelroten Haare beobachtete er die Menschen, die ihm entgegenkamen. Innerlich teilte er die Passanten in Gruppen ein, auf der Suche nach einem Opfer.

Den Kindern würde er sich nicht nähern, aber das bedeutete nicht, dass man sie unbeobachtet lassen durfte. Es gab ein paar rechte Schlitzohren im Hafenbezirk, die dank der ärmlichen Verhältnisse, in denen sie aufwuchsen, zu geschickten Taschendieben geworden waren.

Von in schlichtes Tuch gekleideten Frauen mit Einkaufskorb unter dem Arm blieb Sothorn ebenfalls fern. Er wollte keine Angestellte ausrauben, die für ihren Herrn Einkäufe erledigte und hinterher für den Verlust des Silbers geradestehen musste.

Es war kein Mitleid, das ihn dazu brachte, die Mägde zu schonen. Eher ein tief gehendes Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gruppe Menschen, die den Launen ihres Dienstherrn gnadenlos ausgeliefert war.

Matrosen, Söldner und Seeleute fielen aus seinem Beuteschema heraus. Zwar war Sothorn in der Lage, es mit den meisten von ihnen aufzunehmen, aber ein Aufruhr auf dem Kai war nicht zu unterschätzen. Was als einfache Messerstecherei begann, artete leicht zu einer Massenschlägerei aus. Und ab einem gewissen Punkt verlor auch ein Meuchelmörder die Übersicht über die Vorgänge in seinem Rücken.

Eine Gruppe feister Händler kam Sothorn entgegen und weckte seine Aufmerksamkeit. Auf den ersten Blick erkannte er, dass die wohlgenährten Männer mit den hellen Augen der Inselbewohner des Ostens Balferes Gefahren unterschätzten. Kein Mann, der regelmäßig die Stadt besuchte, hätte seine Geldbörse offen am Gürtel befestigt.

Es war fast zu leicht. Alles, was er tun musste, war weitergehen. Sich seine Gier nicht anmerken lassen. Warten, bis sie ihm an der engen Stelle begegneten, wo die alte Stadtmauer auf das Häuschen des Hafenmeisters traf.

Höflich trat Sothorn einen Schritt beiseite und entschuldigte sich, als er mit den Fremden zusammenstieß. Er neigte den Kopf, wie es sich für einen Mann ohne Stand gehörte. Man ignorierte ihn huldvoll, versunken im Gespräch über die mangelnde Zuverlässigkeit der Seidenstofflieferanten.

Als sich ihre Wege trennten, baumelte am Gürtel eines der Händler ein durchtrenntes Lederband und in Sothorns Hand lag ein praller Beutel voller Silbermünzen.

Er lächelte düster.

Die Umstände hatten ihn zu einem Dieb gemacht und die harte Ausbildung zum Assassinen hatte ihn mit den entsprechenden Fähigkeiten beschenkt. Fingerfertigkeit – selbst mit steifen oder zitternden Fingern – war wichtig, wenn man einen Dienstherrn hatte, der einem kein einziges Kupferstück in die Hand gab.

Speise und Trank, Kleidung, Rüstungsteile, Waffen und der Lotus wurden ihm von seinem Meister zugeteilt. Ein eigenes Vermögen besaß Sothorn nicht, durfte er nicht besitzen. Niemand gewöhnte einen Sklaven minutiös an eine kostbare Droge, nur um ihm hinterher die Mittel in die Hand zu geben, sich selbst damit einzudecken.

Wenn Sothorn über die Gaben seines Herrn hinaus das Bedürfnis verspürte, sich zu betrinken, musste er stehlen.

Auf dem Weg zu seiner bevorzugten Taverne beschleunigte er seine Schritte. Nicht, weil er die Rache des bestohlenen Händlers fürchtete, sondern weil er sich einem Ort näherte, mit dem er eine seiner dunkelsten Erinnerungen verband.

Schon damals war er im höchsten Maße vom Lotus abhängig gewesen, doch sein Kampfgeist und sein Wille, etwas an seinem Leben zu ändern, hatte heiß in ihm gebrannt. Er hatte nach einem Ausweg gesucht, um seinem Debakel zu entfliehen und nach Hause zurückzukehren.

Anfangs war er nachts durch das Anwesen seines Herrn geschlichen, hatte erst die Kellerräume und bald darauf die oberen Stockwerke erkundet. Er wusste genau, was er wollte: Herausfinden, wie er an sein Lebenselixier kam und Stolan von Meerenburg die Kehle durchschneiden.

Später, als ihm bewusst wurde, dass der Alte die Droge an einem geschützten Ort lagerte, hatte er sein Glück in den Tavernen und zwielichtigen Spelunken versucht. Verzweifelt hatte er nach einem Händler gesucht, der ihn mit Lotus versorgen konnte.

Man hatte ihn ausgelacht, bis er eines Tages an zwei bärtige Seebären geriet, die sich bereit erklärten, ihm zu helfen. Sie wollten, dass er für sie arbeitete und damit war er einverstanden gewesen. So jung er war, wusste er, dass einem nichts geschenkt wurde.

Doch das, was sie von ihm verlangten, hatte er nicht erwartet. Sie hatten ihn in eine Seitengasse geführt, ihn brutal gegen die Wand gedrängt und ihm die Hose heruntergerissen. Gelacht hatten sie, ihn einen dummen Jungen genannt und ihm ins Ohr geflüstert, dass sie in dieser Nacht billig ihren Spaß haben würden.

Da wurde ihm bewusst, dass sie keinen Zenjanischen Lotus besaßen. Sie wollten nur ein kostenloses Stück Fleisch genießen.

Bei dieser Gelegenheit tötete Sothorn zum ersten Mal ohne Auftrag.

Blut tropfte von seiner aufgeschlagenen Nase, als der erste Seemann an seiner Hose nestelte. Sothorn lehnte den Kopf an die brüchige Steinwand und zwang sich, bewegungslos zu verharren. Sie sollten glauben, dass er aufgegeben hatte. Als der Schänder sich an ihn drückte, wand er sich wie eine Schlange aus dessen Griff, zog seine Dolche aus ihren Lederhüllen an den Unterarmen und ramnte sie blind nach hinten. Bevor der zweite Seemann begriff, was seinem stöhnenden Kompagnon widerfahren war, trug er selbst eine tiefe Wunde in seinem Wanst.

Für diese beiden Männer gab es keine Halbmonde auf Sothorns Oberarmen. Er zahlte ihren Tribut an sie jedes Mal, wenn er den Eingang der Gasse passieren musste.

Auch Jahre später konnte er ihren fauligen Atem riechen und ihre Hände zwischen seinen Beinen fühlen, die sich grob an ihm zu schaffen machten.

Manchmal kam es ihm vor, als wäre dieser vage Schatten einer längst ausgestandenen Angst das Einzige, was er empfinden konnte.

Die Taverne *Zur tanzenden Schiffsratte* befand sich am Ende des Hafens zu Füßen der einzigen Werft der Stadt.

Das imposante Segelschiff mit der ätherischen Schönheit als Galiionsfigur lag aufgebockt auf dem Sandstrand und blickte sehnsüchtig in Richtung des Meeres, das es viele Jahrzehnte lang befahren hatte. Der Name auf seinem Heck war nicht mehr zu entziffern, in den Planken lebte der Holzwurm und der ehemalige Laderaum war zu einer Spelunke geworden, aus der Gelächter, Geschrei und Musik in Richtung Oberstadt schallten.

In der *Ratte* gab es nur eine Regel, an die man sich als Gast tunlichst halten sollte: »Stell keine Fragen.«

Alles andere unterlag dem Gutdünken und den Launen der Besucher, besonders der Stammgäste, die die schattigen Ecken zwischen Schiffswand und von Rauch verfärbten Stoffvorhängen nutzten, um ihre Geschäfte abzuwickeln.

An diesem Morgen war der Gastraum fast leer. Das lag weniger an der verbreiteten Vorstellung von Anstand, die rechtschaffene Menschen davon abhielt, vor dem Mittag eine Taverne aufzusuchen. Viel mehr lockte das Angebot frischer Waren im Hafen die Schattengestalten der Stadt auf ihre Beobachtungsposten rund um die Lagerhäuser.

Sothorn konnte es nur recht sein. Ihm war nicht nach Gesellschaft zumute. Eher nach dem leisen Spiel der Standgeige – einem mannshohen Streichinstrument mit gekrümmtem Korpus in Form eines Halbmonds, das schnurrende Töne von sich gab – und heißem, mit Kräutern versetztem Wein. Er suchte zwischen den von Ruß geschwärzten Holzwänden nach der Normalität, die seinem Dasein fehlte.

Als er den Schankraum betrat, sah er sich rasch um. Ein Seemann mit buschigem Schnauzbart lag schnarchend auf dem Tresen. Zwei fremdländische Reisende in bunten Roben hockten unsicher an einem der ersten Tische und wichen Sothorns Musterung aus. In ihrer Nervosität waren sie gute Opfer für Beutelschneider. Ihr Glück, dass er sich bereits anderweitig bereichert hatte. Danai wäre ohnehin böse geworden, wenn er ihre Gäste bestohlen und sie um ihr Trinkgeld gebracht hätte.

Unter dem Steuerrad an der Wand saß eine Gruppe von Kartenspielern um einen fünfeckigen Tisch. Einer von ihnen war ein I'Shaami; ein Angehöriger eines Volkes, das weit im Süden auf dem Kontinent Inahain lebte. Seine hellgrüne Netzhaut, die weder Pupille noch Iris zeigte, war ebenso beunruhigend wie seine an Rinde erinnernde Haut und seine zwei Armpaare.

Sothorn wäre nicht bereit gewesen, sich auf ein Kartenspiel mit einem Mann einzulassen, bei dem er nie sicher sein konnte, wen er ansah oder was seine untätigen Hände unter dem Tisch anstellten. Davon, dass die I'Shaami bis zu einem gewissen Punkt magisch begabt waren, ganz zu schweigen.

Die Stimmen der Spieler dröhnten trunken gegen das Summen der Standgeige an. Sothorn hatte keinen Zweifel, dass die Süchtigen des

Glücks die ganze Nacht hier verbracht hatten. Er konnte die Ausdünstungen ihrer ungewaschenen Körper riechen und suchte sich deshalb einen Platz am anderen Ende des Schiffsrumpfes.

Kaum dass er sich auf die Holzbank gesetzt hatte, näherte sich ihm ein Wirbelwind in einem roten, um die Taille allzu eng geschnittenen Kleid.

Danai wirkte munter, als hätte sie nach einer langen Nacht der Ruhe ihr Lager verlassen. Einzig ihre unbändigen, schmutzig-blonden Locken fielen ihr zerzaust über die nackten Schultern, statt sich von dem Band in ihrem Nacken bändigen zu lassen. Sie lächelte.

»Du hast mich lange nicht besucht«, schmolte sie mit einem Zwinkern. »Du vernachlässigst mich, mein Freund.«

Sie nannte ihn immer ihren Freund. Dabei wusste sie, dass jemand wie er keine Freundschaften schloss. Nähe zu ihm war gefährlich, und die notwendige gefühlsmäßige Bindung konnte er nicht aufbringen. Aber Danai gefiel es, ihn als Freund zu bezeichnen, und er sah keinen Grund, sich dagegen zur Wehr zu setzen.

Er erwiderte ihre Begrüßung nicht. Es gab nichts zu sagen.

»Hunger? Oder nur Durst?«, fragte sie direkt. Sie war mit seiner wortkargen Art seit vielen Jahren vertraut.

Als sie sich kennenlernten, war er ein verlorener Junge gewesen und sie eine Schankmaid, die damit leben musste, dass ihr Vater sie mit stinkenden Seeleuten in die Kajüte schickte.

Seitdem hatte sich vieles geändert. Er war ein Mann am Ende seines Lebens, Danai die Besitzerin der *Ratte*. Ihr Vater war zu Tode gekommen. Auf welche Weise, hatte Sothorn nie gefragt.

»Nur Durst«, sagte er mit rauer Stimme und griff nach dem gestohlenen Lederbeutel. Er reichte ihn Danai: »Bring mir Wein, bis das Silber verbraucht ist.« Vermutlich würde sie ihn betrügen, aber bis dahin war er hoffentlich angetrunken, sodass es ihn nicht scheren würde.

Sie nickte: »Warm?«

»Warm.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich in Richtung Theke und kam kurze Zeit später mit einem Krug dampfenden Rotweins zurück. Statt Sothorn allein zu lassen, setzte sie sich dicht neben ihm auf die Bank und sah ihn von der Seite an. Er konnte die Fragen, die ihr auf der Zunge brannten, fast in seinen Ohren summen hören.

Nie wusste er, wie er ihren brennenden Blick zu deuten hatte. Nie wusste er, ob er ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schätzen oder sich darüber ärgern sollte.

Letztendlich tat er weder das eine noch das andere, sondern ignorierte sie. Danai erwartete nichts anderes.

»Es sind nicht mehr viele übrig«, raunte sie ihm nach einer Weile des einvernehmlichen Schweigens zu. »Nur noch der Kapitän Tolka, und er hat Angst.«

Sothorn wusste sofort, wovon sie sprach. Er hatte ihr nie erzählt, welche Dienste er für seinen Herrn erledigte. Aber sie war keine dumme Frau und kannte sich gut genug in der Unterwelt aus, um den leeren Blick und das teilnahmslose Gebaren eines Süchtigen zu erkennen. Die zahlreichen Wunden, die er über die Jahre davongetragen hatte, zeichneten die Geschichte eines gewalttätigen Broterwerbs auf seine Haut.

Danai verurteilte ihn nicht. Manchmal glaubte er, dass sie Mitleid mit ihm hatte – oder einfach mit ihm schlafen wollte.

»Die ganze Besatzung der *Falkenfeder* ist tot. Einen nach dem anderen haben sie mit aufgeschlitzter Kehle gefunden. Der Alte tut mir leid. Ich finde, man sollte ihm Gnade gewähren. Er wird den nächsten Winter eh nicht überleben.«

Sothorn war nicht sicher, was sie ihm sagen wollte. Erwartete sie von ihm, dass er zugab, dass er diese Aufträge übernommen hatte? Oder dass er den Kapitän laufen ließ und seinem Meister vorgaukelte, er hätte seine Arbeit getan? So verrückt konnte sie kaum sein.

Mit der Spitze seines Dolchs ritzte er ein Muster in die zerklüftete Tischplatte.

»Sothorn.« Danai kam ihm so nah, dass er ihren warmen Atem an seinem Hals spüren konnte. Ihre von verschüttetem Bier klebrigen Finger strichen ihm über den Kiefer. »Sieh mich an.«

Mechanisch wandte er sich ihr zu.

Sie war eine attraktive Frau mit einem runden Gesicht und von der Seeluft roten Wangen. Ihre Nase war ein wenig schief und ihre abstehenden Ohren verbarg sie geschickt unter ihrer Haarpracht. Die meisten Männer interessierten sich für ihren verlockenden Ausschnitt und die Linie ihres prallen Hinterns.

»Wir könnten nach oben gehen. Das haben wir lange nicht mehr getan. Zu lange, wenn du mich fragst.«

Sie lächelte spielerisch. Hinter der Fassade loderte eine Sehnsucht, die Sothorn weder teilen konnte noch verstand. Früher war es vorgekommen, dass sie sich eine stille Ecke, ein freies Bett oder ein Lager aus Segeltuch oben auf dem Deck suchten und sich in der Nähe des anderen verloren. Aber er hatte das Interesse verloren. Sein Körper forderte diese Form von Vergnügen schon lange nicht mehr ein. Er hätte nicht einmal gekonnt, wenn er gewollt hätte.

Stumm schüttelte er den Kopf.

Danai verbarg ihre Enttäuschung über die Zurückweisung gut. Etwas längst Vergessenes, Menschliches regte sich in Sothorn und brachte ihn dazu, einen Arm um ihre Schulter zu legen. Das Schwarz seiner ledernen Armschienen schien zu dunkel für ihre zarte, mit feinen Sommersprossen überzogene Haut.

Vertrauensvoll legte Danai ihren Kopf an seinen Oberarm und sah dabei zu, wie er langsam trank. Jedes Mal, wenn sein Krug sich leerte, winkte sie einem der Mädchen hinter dem Tresen und ließ ihm Nachschub bringen.

Sothorn kämpfte um die Trunkenheit. Leider tat der Wein nicht seine Wirkung wie in jungen Tagen. Es war eine Nebenwirkung des Zenjanischen Lotus, dass er anderen Rauschmitteln keinen Raum ließ. Rauchkräuter, Wein und selbst Branntwein hatten es schwer in einem Leib, der im Griff der Droge war.

Er trank konzentriert, ging nach draußen, um sich zu erleichtern, trank weiter.

Stunde um Stunde.

Als der Mittag in den Nachmittag übergang, war Sothorn leidlich angetrunken und die *Tanzende Schiffsratte* füllte sich. Wärme flutete durch seine Gliedmaßen und ließ ihn vergessen, dass auf seinem Oberschenkel ein Fleck in der Größe seines Handtellers war, den er nicht fühlen konnte.

Danai hatte keine Zeit mehr, bei ihm zu sitzen, denn die Gäste verlangten nach ihrem herben Charme und ihrer bissigen Zunge.

Sothorn bemerkte den Schatten auf der Balustrade viel zu spät. Der sanfte Rausch beeinflusste seine Instinkte und setzte seine Fähigkeit, den Überblick zu behalten, merklich herab. Nur durch einen Zufall fiel sein Blick auf die hochgewachsene Gestalt, die auf dem niedrigen Balkon neben der Treppe zum Oberdeck stand und zu ihm heruntersah.

Sofort begann es in seinem Nacken warnend zu jucken. Ohne geschärftete Sinne und ein Gefühl für die Gefahr überlebte man weder im Sumpf noch vierzehn Jahre als Assassine. Sothorn war sich augenblicklich sicher, dass der fremde Mann nichts Gutes zu bedeuten hatte. Das rissige Hemd in der Webart der Fischer und seine schlichte Hose passten nicht zu seiner selbstsicheren Körpersprache und dem lauernden Ausdruck auf seinem Gesicht.

Sothorn wusste nicht, ob er lachen oder fluchen sollte, als der Fremde spöttisch einen Mundwinkel nach oben zog und ihm herausfordernd zunickte. Ihm kam der Gedanke, dass sein Beobachter gewollt hatte, dass er ihn bemerkte.

Ein Tanz stand ihm bevor. Nicht der erste, vermutlich auch nicht der letzte.

Während er dem Herausforderer über die anderen Gäste hinweg in die Augen starrte, wurde ihm bewusst, dass er sich in eine dumme Lage gebracht hatte. Er war angetrunken, hatte nichts gegessen, seine Hände zitterten, weil er zu wenig Lotus bekommen hatte, und er hatte Schmerzen im Rücken.

Dass der Fremde einen halben Kopf größer war als er und deutlich mehr Muskelmasse sein Eigen nannte, würde ihm im offenen Kampf Mann gegen Mann einen weiteren Nachteil verschaffen.

Eine Herausforderung.

Es sagte viel über Sothorn aus, dass er nicht einmal auf den Gedanken kam, dass der schwarzhaarige Nordländer auf dem hölzernen Balkon etwas anderes als ein Feind sein könnte.

Zu oft hatte man versucht, ihn aus dem Weg zu räumen. Zu oft hatte er sich unerwartet in einer Situation wiedergefunden, in der sich andere Meuchelmörder mit seinem Tod ein Denkmal setzen wollten.

Er war müde. Er wollte nicht mehr kämpfen, sich nicht mehr wehren. Aber aufgeben konnte er nicht. So viel war er sich selbst und seinem Ruf schuldig.

Als er aufstand und ohne einen Blick zurück die Kneipe verließ, wusste er, dass ihm ein harter Kampf bevorstand. Und trotz aller Unlust dem Leben gegenüber wollte er ihn gewinnen.

Kapitel 5

Auf der Pirsch

Das kalte Wasser weckte Sothorns Lebensgeister und vermischte sich auf seinem Gesicht mit dem prasselnden Regen. Er löste sich von dem Fass, in das er kurzerhand seinen Kopf gesteckt hatte, um seine Sinne zu schärfen. Er war nicht nüchtern, aber für einen dahergelaufenen Emporkömmling würde es reichen.

Er bleckte die Zähne. Milder Ärger keimte in Sothorn auf. Da hatte er einen halben Tag und einen Beutel Silber benötigt, um sich ein vages Gefühl der Trunkenheit zu beschern, und nun hatte er nichts davon.

Die gelassene Haltung seiner Schultern verriet nichts über seine innere Anspannung. Für einen Passanten war er nicht mehr als ein Söldner, der zu viel getrunken hatte und einen klaren Kopf haben wollte, bevor er auf sein Schiff zurückkehrte.

Der Eindruck täuschte. Und war lebensgefährlich.

Dann wollen wir mal sehen, wie gut du dieses Spiel beherrschst, dachte Sothorn, bevor er sich von der *Ratte* abwandte und in Richtung der Lagerhäuser ging.

Bewusst bewegte er sich in der Mitte des Weges, stellte sicher, dass er trotz des dichten Vorhangs aus Regen gut zu sehen war. Er fürchtete sich nicht davor, einen Bolzen in den Rücken zu bekommen. Hätte sein Verfolger ein Interesse daran gehabt, ihn aus dem Hinterhalt zu erledigen, hätte er es längst getan.

Im Gehen überprüfte er den Sitz seiner Unterarmklingen. Locker schmiegt sie sich in ihre ledernen Scheiden und warteten darauf, Blut zu kosten. In Sothorns Schritt mischte sich eine uncharakteristische Leichtigkeit, die nicht zu seinem kühlen Wesen passte.

Kampf. Herausforderung. Wer kämpfte, war am Leben. Blieb am Leben. Wer versagte, starb. Ein simples Naturgesetz, das in diesen

Augenblicken, da er um den Verfolger in seinem Nacken wusste, Erregung in seinen abgestumpften Geist fließen ließ.

Es war Monate her, dass man einen Assassinen auf ihn angesetzt hatte. Im Spiel der Mächtigen waren er und seinesgleichen nur einzelne Figuren, die man gegeneinander ins Feld führte. Mal zum Vergnügen oder aufgrund einer Wette, manchmal, weil die Interessen zweier Handelsmagnaten kollidierten.

Sothorn war es gewohnt, in die Schatten zu spähen und nach Feinden Ausschau zu halten. Es war eine Dummheit, dass man Assassinen auf ihn ansetzte, die Balfere nicht halb so gut kannten wie er selbst.

Der Kampf an sich schenkte ihm eine dumpfe Befriedigung. Die jungen Burschen zu töten, bereitete ihm kein Vergnügen.

Er hatte keine Wahl. Er hatte den Auftrag, jeden Assassinen zu beseitigen, der Balfere betrat. Und er hasste es, dass er diesen einen Auftrag nie zu Ende bringen konnte. Dass sein Herr ihm diese Last nie von den Schultern nehmen würde, bis er tot wäre.

Aber was sollte es? Er war eine Waffe. Niemand fragte das Schwert, was es davon hielt, ein Loch in die Eingeweide eines Gegners zu reißen.

Er spürte die Präsenz hinter sich mehr, als dass er sie hörte. Sie verfolgte ihn, kam ihm aber nicht zu nahe. Klug. Erst beobachten, dann zuschlagen. Sich nicht von einem vermeintlich sorglosen Opfer narren lassen.

Warten. Lernen. Schwächen ausspähen.

Leichtfüßig sprang er über ein aufgerolltes Tau hinweg und feixte böse, als er sich vorstellte, was im Kopf seines Gegners vor sich ging.

Hatte er Angst? War er irritiert? War ihm bewusst, dass er nicht der Jäger, sondern die Beute war?

Der Regen nahm an Heftigkeit zu, als Sothorn ein Lederband von seinem Unterarm löste und sich im Gehen die Haare zusammenband. Geschickt bildete er aus den nassen Strähnen einen dunkelroten Wust, der in seinem Nacken saß.

Eitelkeiten lagen ihm nicht. Eines Tages würde er seinen Meister finden, aber nicht, weil ihm während des Kampfes die Haare ins Gesicht fielen.

Zielstrebig näherte er sich den Lagerhäusern, die sich im Schutz einer senkrechten Felswand an den Hang kauerten. Anbauten, Brände und uneinige Bauherren hatten einen Irrgarten aus Holz geschaffen, in dem sich neue Arbeiter tagelang verließen. Wasser plätscherte von hohen Dächern, ergoss sich erst auf niedrigere Schuppen und von dort auf den weichen Erdboden.

Zwischen Pfützen und Schlamm blieben Fußspuren nicht lange bestehen. Trotzdem beging Sothorn nicht den Fehler, sich auf das erstbeste Dach zu schwingen und zu warten. Auch ihm stand Leichtsinns nicht gut zu Gesicht.

Er betrat das Geflecht der Lagerhäuser, ging ruhig weiter, bevor er blitzartig abbog und ohne Verzögerung nach dem Schiefer eines Daches griff. Innerhalb eines Atemzugs zog er sich hoch, kam auf die Füße und rannte trittsicher über die schwarzen Schindeln zum nächsten Gebäude. In seinen Lederstiefeln und dank des heftigen Regens waren seine Schritte kaum zu hören.

Drei Mal wechselte er das Dach, bevor er sich auf den Bauch fallen ließ und vorsichtig an den Rand des Lagerhauses robbte, um nach seinem Verfolger Ausschau zu halten.

Lange Zeit entdeckte Sothorn ihn nicht, was ihn keineswegs verwunderte. Kein Meuchelmörder, der etwas auf sich hielt, stellte sich in einer solchen Situation gut sichtbar mitten auf den Pfad und wartete darauf, dass sich ein Wurfdolch in seine Brust grub.

Sothorns Hose sog Wasser auf und klebte ekelhaft an seinen Beinen. Er begann zu frieren, doch er rührte sich nicht vom Fleck. Er wartete und spannte dabei regelmäßig seine Muskeln in Armen und Beinen an, um sie geschmeidig zu halten.

Eine gute Stunde verstrich, bevor ihn die wechselnden Lichtverhältnisse zum Meer blicken ließen. Mit der Flut zog ein Gewitter auf und färbte die Wolkenberge im Westen schwefelgelb.

In die Schlieren mischten sich die Grautöne der winterlich frühen Dämmerung. Die schlechte Sicht strengte seine Augen an, beeinträchtigt vom Regen und den ersten Schatten, die sich zwischen den Lagerhäusern ausdehnten. Aus der Ferne hallte Donner und brach sich an den Klippen von Balfere wie das Echo von Kriegstrommeln.

Sothorn lächelte wölfisch, als ihm die huschende Bewegung zwischen dem Rumlager und dem Platz, auf dem im Frühjahr die Segel geflickt wurden, auffiel. Sein Gegner hatte nicht aufgegeben. Das gefiel ihm. Es machte keinen Spaß, sich mit jemandem zu messen, der seine Fährte bei erster Gelegenheit aufgab.

Den Schatten nicht aus den Augen lassend schob Sothorn die Hände unter seinen gefütterten Umhang und wischte sie sorgfältig trocken. Nasse Hosenbeine und Stiefel waren eins, glitschige Finger aber stellten ein unnötiges Risiko dar.

Das sachte Pochen in seinen Schultern, den Schmerz auf Höhe seines Magens spürte er kaum, als er mit gesenktem Kopf näher an den Rand des Dachs glitt.

Ein Blitz zuckte über ihn hinweg und erhellte das Halbdunkel. Gerade lange genug, um die Umrisse des Verfolgers ausmachen zu können. Viel konnte er jedoch nicht erkennen. Der Nachteil der einbrechenden Nacht betraf sie beide.

Sothorn legte den Kopf schief und saugte an seiner Unterlippe, wartete geduldig darauf, dass der Fremde näher kam. Ein Teil von ihm wollte vom Dach springen und die Dolche heben, den Kampf beginnen. Aber der Jäger in ihm genoss das Warten, die langsame Annäherung und den Nervenkitzel, der ihn überkam.

Der fremde Assassine war gut. Geschmeidig bewegte er sich von Schatten zu Schatten, spähte in alle Richtungen und gab nie seine Deckung auf.

Das Gewitter näherte sich der Küste. Die Blitze kamen in rascher Folge, bis sie einen Teppich aus gleißenden Verästelungen in den Himmel spien. Das Licht brannte auf der Netzhaut und ließ Sothorn schwarze Punkte sehen. Zwischen den einzelnen Blitzen setzte er innerlich ein Bild seines Gegners zusammen.

Sein Atem war zu laut in seinen Ohren. Das Raubtier in ihm erfasste die Gestalt seines Verfolgers. Seine erste Einschätzung in der Kneipe war richtig gewesen. Der Fremde war größer als er und kräftiger noch dazu. Eine Axt oder ein Zweihandschwert schien ihm besser zu Gesicht zu stehen als Dolche. Seine Bewegungsabläufe waren sicher, aber nicht sonderlich schnell. Es fehlte ihm an Leichtfüßigkeit und an...

Sothorn blinzelte, konnte im ersten Moment nicht sagen, was ihn an der Erscheinung verunsicherte. Als der nächste Blitz über ihn hinweg zuckte und einen genaueren Blick auf das Gesicht des Verfolgers ermöglichte, wurde es ihm bewusst.

Nicht nur, dass der Mann aus dem Norden stammte – die geschwungene Tätowierung auf seinem linken Wangenknochen war verräterisch – und mit seinem hohen Wuchs und kräftigem Knochenbau keinen guten Assassinen abgab: Er war zu alt. Älter als Sothorn.

Für den Bruchteil eines Atemzugs regte sich taube Hoffnung in ihm. Ein Meuchelmörder, der in seinem Beruf älter geworden war als er selbst? Das konnte nicht sein. Es sei denn, der schwarzhaarige Nordmann hatte einen Weg gefunden, dem Lotus etwas entgegenzusetzen.

Üblicherweise sandte man Jugendliche nach ihm aus. Junge Schlitzer, die sich beweisen sollten. Unglücksraben, die einen Fehler gemacht hatten und hingerichtet werden sollten.

Sothorn trieb die abwegigen Gedanken aus seinem Kopf und konzentrierte sich. Er musste sich den neuen Gegebenheiten anpassen. Einen Gegner, seine Klingen, mehr brauchte es nicht.

Er verfolgte jeden Schritt des Fremden. Durch Beobachtung gewann er ein Gefühl für dessen Bewegungsabläufe. Er drückte das Gesicht gegen den Schiefer des Daches, als der Nordmann aufsaß und prüfend den Himmel musterte.

Der Westwind frischte auf und trieb das Gewitter schneller auf sie zu. So schnell, dass Sothorn eine Entscheidung treffen musste. Er hatte keinerlei Bedürfnis, vom Blitz erschlagen zu werden.

Wie sollte er es anfangen? Das kleine Messer aus dem Stiefel ziehen und werfen? Nein. Das war langweilig. Wenn schon einmal etwas die Lethargie seines Daseins unterbrach, dann wollte er auch etwas davon haben.

Sothorn sprang vom Dach und landete direkt hinter seinem Verfolger. Er musste dem Nordmann lassen, dass er nicht zusammenzuckte und auch sonst keinerlei Anzeichen von Überraschung zeigte.

»Du willst tanzen?« Sothorn lachte grimmig auf und ließ seine Klingen aus den Scheiden gleiten. Vertraut schmiegteten sie sich in seine Handflächen und streichelten seine Haut wie zwei aufmerksame Geliebte. »Dann zeig, ob du die Schritte beherrschst.«

Regelrecht verspielt hob er seine Waffen, wirbelte sie elegant herum, sodass sich das spärliche Licht auf ihren Schneiden fing. Es war eine unnötige Demonstration, aber das gehörte dazu. Fingerfertigkeit zu beweisen, machte viele Gegner nervös.

Aber nicht diesen hier. Gelassen hob Sothorns Gegenüber die eigene Waffe – eine schlanke, sacht geschwungene Klinge – und hob sie spöttisch vor sein Gesicht. Ruhe ging von ihm aus. Er machte nicht den Fehler, sich blind auf Sothorn zu stürzen, sondern musterte ihn aufmerksam.

Als er sprach, grollte ein harter Akzent in seinen Worten und verlieh ihnen etwas Knurrendes: »Ich tanze nicht. Das überlasse ich dir, oh Meister-Assassine.«

Sothorn amüsierte sich über den beißenden Sarkasmus und verneigte sich; allerdings nicht so tief, als dass er seinen Gegner unbeobachtet gelassen hätte. »Wie du willst, Fremder ohne Ruf und Namen.«

Die Beleidigung prallte an dem Schwarzhaarigen ab. Kein Wutgeschrei, keine Mordlust in seinen Augen. Nur die Kälte des Zenjanischen Lotus.

Wieder zupfte es in Sothorns Unterbewusstsein. Sein Geist wollte Fragen stellen, wollte wissen, wie ein Lotus-Abhängiger so alt

werden konnte. Für Sothorn war der Anblick des anderen Assassinen, als würde er einem hundertjährigen Greis gegenüber sitzen und sich fragen, was den verblühten Körper am Leben hielt.

»Dann lass uns beginnen. Ich hoffe, es erwartet dich niemand daheim«, wisperte er, bevor ihn seine Gedanken zu unüberlegten Handlungen überreden konnten. Es war wohl ohnehin nur der Wein, der ihm zu Kopf stieg und ihm Unsinn einflüsterte.

»Niemand erwartet Männer wie uns.«

Sie prallten aufeinander wie Urgewalten. Es donnerte über ihnen, als ihre Klingen sich ineinander verstrickten. Sothorns Beidhändigkeit verschaffte ihm einen Vorteil. Seine Dolche woben ein silbernes Netz in die Luft, das nur schwerlich zu durchdringen war. Dafür war die Waffe seines Gegners länger und stach zielsicher nach ihm. Jeder Stoß barg große Kraft. Entweder verschwendete der Eindringling unerfahren seine Energie oder er wusste, dass er sich lange Zeit auf seine Kräfte verlassen konnte.

Sothorn tippte auf Letzteres. Wie ein Neuling sah sein Herausforderer wahrlich nicht aus. Außerdem traute er Leuten nicht, die nur eine Waffe führten. Zu groß war die Gefahr, dass sie eine Überraschung in ihrem Gürtel, Stiefel oder in der Armbeuge versteckten. Das taten sie schließlich alle. Sothorn trug fünf Waffen in seiner Kleidung versteckt, und das war nur seine Ausrüstung für Spaziergänge in der Stadt.

Der Kampf wogte zwischen ihnen hin und her. Ein nahes Ende schien nicht in Sicht.

Anfangs setzte Sothorn darauf, seinen Gegner so schnell wie möglich auszuschalten. Mehrfach trat er nach dessen Knien oder hieb mit beiden Dolchen zugleich Richtung Bauch. Der Wein in seinen Adern machte ihn ein wenig träge und trotz seiner Freude an diesem Duell wusste er, dass er nicht in Höchstform war. Unter normalen Umständen hätte er sich des Fremden schnell entledigt und seine Leiche zum Hafen geschleift.

Doch dieser Gegner machte es ihm nicht leicht. Er wartete, verteidigte sich mehr, als dass er angriff.

Sothorn hatte keine Angst, aber er war überrascht, dass seine Klingen nie ihr Ziel erreichten und stets von der gegnerischen Waffe abgeblockt wurden. Schließlich wagte er einen Vorstoß, schrie und warf sich ungeachtet der Gefahren für seinen eigenen Körper gegen den Gegner. Er prallte mit der Schulter gegen dessen Brustkorb, glaubte sich im Vorteil, als der Schwarzhaarige ins Wanken geriet. Stattdessen gingen sie auf einmal beide zu Boden. Der Nordmann hatte sich fallen lassen und ihn mit sich gerissen.

»Was bei Qorton...«, rutschte es Sothorn heraus, während er sich flink wie ein Wiesel abrollte und eine Schrittlänge weiter auf die Füße kam.

Nun war es an seinem Herausforderer, über ihn zu lachen. »Glaubst du, ich warte, bis du mir deine Messer in die Nieren rammst?«

Auch er sprang mit einem Satz auf. Sie standen sich dicht gegenüber, ihre Waffen zwischen sich. Sothorn bekam Kopfschmerzen, als er in die falkengelben Augen vor sich sah.

Gelbe Augen? Was hatte es mit gelben Augen auf sich?

Sothorn sog scharf die Luft ein. Plötzlich wusste er, mit wem er es zu tun hatte. Sofort zuckte sein Blick zum Himmel in Erwartung eines Angriffs von oben.

Verflucht. Natürlich hatte der Fremde einen Trumpf in der Tasche. Dass er Sothorn im Zweikampf unterlegen war, war offensichtlich. Es sei denn, es gab etwas, das seine Chancen ausgleichen konnte.

Zum ersten Mal seit vielen Jahren befand Sothorn sich in einer Situation, die er nicht einschätzen konnte. Ein Bewohner des Nordens mit den Augen eines Falken. Ein Wargssolja. Nie hatte er gehört, dass ein Angehöriger dieses wilden, freiheitsliebenden Volks zum Assasinen wurde. Ihr Stamm war klein, aber ihre wortkargen Besuche in den Dörfern außerhalb ihrer Wälder lieferte Stoff für die Geschichten der Barden. Und sie kamen nie allein.

Sothorn sprang rückwärts in die Deckung eines überlappenden Daches. Der Wargssolja folgte ihm langsam, bemerkte die Veränderung in seinem Gesicht und stutzte.

Meine Gelegenheit, raunte der langjährige Krieger in Sothorn.

Er fiel auf die Knie. Den linken Dolch hob er schützend vor sein Gesicht, mit dem anderen stach er zu. Er spürte, wie die Klinge traf, wusste aber nicht, an welcher Stelle sie ins Fleisch ging.

Ein leiser Schmerzenslaut drang an sein Ohr, gefolgt vom Schlagen von Flügeln, die durch den Regen auf sie zukamen. Der Wargssolja wich zurück.

Sothorn wollte es zu Ende bringen, doch die Zeit lief ihm davon. Er saß in der Klemme. Nur wenige Augenblicke, dann würde er unterlegen sein. In einem gerechten Kampf war er bereit zu sterben. Aber nicht, wenn man ihn zu zweit zu überwältigen suchte.

Noch zwei Mal ließ er die Klängen fliegen und fügte dem Fremden einen Schnitt am Unterarm zu. Sothorn trat nach den Beinen des Wargssolja, landete einen weiteren Treffer. Während der Fremde sein Gleichgewicht suchte, schlug Sothorn nach ihm und traf ihn mit dem Knauf seiner Waffe am Kinn.

Sein Gegner taumelte. War fast geschlagen. Dann war das Rauschen der Flügel heran und Sothorn musste fliehen.

Erst, als er einige Zeit später in einer abgelegenen Höhle unterhalb des Hafensbeckens zur Ruhe kam, merkte er, dass er verletzt war. Es handelte sich lediglich um Schürfwunden und einen harmlosen Schnitt am Oberschenkel, aber dennoch. Der Wargssolja hatte ihn verletzt.

Sothorn wusste, wie er seine Verletzungen zu deuten hatte. Seine Körperbeherrschung ließ nach, er verlor an Geschicklichkeit. Er war tot. Er hatte nur das Atmen nicht eingestellt.

Er schauderte in seiner feuchten Kleidung, als er sich in der Gewissheit zusammenrollte, dass sein Gegner dort draußen ihm dank seines Begleiters überlegen war und auf ihn wartete. Sie würden sich wiedersehen. Mit ungewissem Ausgang.

Vielleicht war das drückende Empfinden in seinen Eingeweiden Angst. Er wusste es nicht.

Kapitel 6

Der Tod kommt auf schwarzen Schwingen

»Du bist schon wieder verletzt.«

Desinteresse machte Stolan von Meerenburgs Stimme zahm.

Sothorn – oder viel mehr sein Körper – registrierte die drohende Gefahr, zwang ihn zu schlucken, obwohl sein stumpfer Geist nicht wusste, warum.

Er empfand wenig, als er breitbeinig in der geheizten Eingangshalle des Anwesens stand. Seine wunden Hände waren hinter dem Rücken verschränkt, sein Kopf hoch erhoben, sein Blick auf die bleigrauen Quader der steinernen Wand gerichtet. Er widerstand dem Drang, seinem Herrn mit den Augen zu folgen, der ihn langsam umrundete.

Er hatte die Nacht in der Höhle unter dem Hafen verbracht. Die Anspannung des unausgeglichenen Kampfes, die Schmerzen des Entzugs, sein leerer Magen, der Wein in seinem Blut und die Verletzungen hatten ihn auf dem harten Stein, der nach totem Fisch und Algen roch, einschlafen lassen.

Notdürftig hatte er die Schnittwunde am Bein mit Fetzen seines Hemds verbunden, nachdem er sie mit Salzwasser ausgespült hatte. Erst gegen Morgenrauen war er durch die Felsenbucht ins Anwesen zurückgekehrt und hatte sich – jeden Gedanken an den anderen Assasinen beiseite drängend – auf seinem kargen Lager zusammengerollt.

Sothorn wollte nicht denken, sich keine Fragen stellen. Nicht dem sachten Ziehen in seinem Nacken nachgeben. Er wollte schlafen.

Stolan von Meerenburg hatte ihm keine Wahl gelassen und ihn zu sich befohlen. Umkreiste ihn wie ein Geier, und wieder spürte Sothorn ein furchtsames Echo in seinen Knochen.

Sein Geist hatte keine Angst, fürchtete sich nicht vor dem endlosen Vergessen und der Dunkelheit, die ihn nach Hause tragen würden. Sein Leib war anderer Meinung, wollte schlicht sein; egal, wie wenig lebenswert Sothorns Existenz schien und welchen Schmerzen er ausgeliefert war.

Das Tier in ihm trieb sein Herz an, furchtsam zu flattern und einen Muskel in seinem Unterarm zucken zu lassen. Der Mann hingegen interessierte sich nur für die Phiole, mit der sein Meister nachdenklich spielte.

Etwas Endgültiges lag in Stolan von Meerenburgs Blick, als er sich Sothorn gegenüber aufrichtete. Etwas Endgültiges und vielleicht eine Spur vagen Bedauerns, das in geschäftlichen Interessen und Gewohnheit begründet lag.

»Der alte Tolka lebt mittlerweile in Nadis. Er ist der Letzte, der etwas ausplaudern könnte. Finde und töte ihn.«

Sothorn nickte ruckartig und dachte an Danai und ihre sanften Worte, mit denen sie ihn unterschwellig bat, Gnade walten zu lassen. Und er dachte an den Zenjanischen Lotus, den Stolan ihm geben würde, damit sein Auftrag nicht scheiterte.

Tolka war der Kapitän der *Falkenfeder* gewesen, bevor das Schiff vor einigen Jahren in einem Sturm nahe der Küste sank. Die Mannschaft hatte größtenteils überlebt, was sich im Nachhinein als Nachteil für den Handelsherrn erwiesen hatte. Sie alle hüteten ein Geheimnis, das Stolan in Sicherheit wissen wollte.

Vor gut zehn Jahren war die Mannschaft der *Falkenfeder* schon einmal in Seenot geraten und bei der Gelegenheit auf ein Eiland weit entfernt von den üblichen Reiserouten gestoßen. Durch einen Zufall hatten die Männer auf der Suche nach Wasservorräten und Wild ein Vorkommen eines fremdartigen Erzes entdeckt. In der Hoffnung, dass ein kostbarer Fund ihren Herrn angesichts der Verspätung besänftigen würde, hatten sie Proben genommen und waren nach den notwendigsten Reparaturen am Schiff heimgekehrt.

Anfangs schien es, als wäre ihr Fund nicht von Bedeutung. Das bläuliche Erz ließ sich nicht gut bearbeiten, war starr und brauchte viel Feuer, um zu schmelzen. Doch als ein findiger Schmied sich mit einem Alchemisten besprach, fanden sie einen Weg, das Erz mit gemeinem Stahl zu kreuzen und eine Legierung zu schaffen, die höchst stabile Schwerter und Dolche hervorbrachte.

Diese Waffen und das Geheimnis ihrer Herkunft waren ein Vermögen wert. Stolan, der die Position der winzigen Insel nicht preisgeben wollte, hatte Sothorn nach und nach auf die ehemalige Mannschaft angesetzt, damit niemand verraten konnte, wo das wertvolle Erz zu finden war.

Es hatte Jahre gedauert, die in alle Winde verstreuten Männer und Frauen ausfindig zu machen. Mit Tolka war Sothorn am Ziel seiner Reise angelangt.

Schweigend streckte er die Hand nach der Phiolen aus. Es war eine Ungehörigkeit, die er sich leisten zu können glaubte. Seine Tage als Assassine waren gezählt. Das Schlimmste, was passieren konnte, war, dass Stolan ihm diesen letzten Augenblick des Glücks verweigerte.

Sothorn fragte sich im Stillen, wann er akzeptiert hatte, dass es mit ihm zu Ende ging. Unter aller Taubheit, unter aller Gier nach der Droge fühlte es sich... seltsam an. Falsch.

Seine Finger schlossen sich um das Glas. Seinem Dienstherrn gönnte er nicht mehr als ein Nicken, bevor er sich abwandte und in Richtung des Eingangsportals schritt. Er humpelte kaum. Im Gehen öffnete er das Fläschchen und goss sich den Inhalt mit einem unterdrückten Stöhnen in den Mund. In der Art, mit welcher er sich sorgsam die Lippen ableckte und mit der Hand über seinen sich wärmenden Bauch strich, lag etwas Sinnliches.

Seine Liebe zum Zenjanischen Lotus war bitter, aber es lag Trost in ihr.

Der süßliche Geschmack trieb ihn vorwärts und nahm ihm mit jedem Schritt einen Teil seiner Schmerzen. Sothorn labte sich an dem Gefühl der Erleichterung, fühlte sich menschlicher denn je und gleichzeitig fern von allen Zweifeln und Sorgen. Jede Kerbe im Granitboden, jedes Astloch in der hohen Tür schob sich aufdringlich in sein Bewusstsein. Aus Kleinigkeiten setzte sich ein schärferes Bild seiner Umgebung zusammen und erweckte den Eindruck, zuvor blind gewesen zu sein.

Im Hof wartete an der Hand eines Stalljungen ein grobknochiges Pferd auf ihn. Jedem anderen wäre das Tier dank seines kräftigen Hinterteils und breiten Halses unproportioniert vorgekommen, doch Sothorn sah mehr, nahm jedes Detail wahr. Das Spiel der Muskeln unter dem glänzenden Fell war vielversprechend, und auch die Fesseln unter einem dichten Wust langer Strähnen wirkten stark und geeignet für einen harten Ritt.

Der Rappe zeigte keinerlei Nervosität, als Sothorn ohne Vorwarnung die Zügel nahm und sich in den Sattel schwang. Unter seinem Verband platzte die Wunde auf und Blut verteilte sich heiß unter dem rauen Leder seiner Hose.

Willig folgte das Pferd seiner Führung, als es den Druck seiner Unterschenkel spürte. Die riesigen Hufe trommelten auf dem Kopfsteinpflaster, als sie das Rondell vor dem Anwesen hinter sich ließen.

Nadis lag nur einen halben Tagesritt entfernt, ein winziges Fischerdorf in der Nähe eines Muschelriffs. Sothorn verzog das Gesicht zu einem spöttischen Lächeln. Der Ritt war seine Gnadenfrist.

Mit weit offenen Augen trabte er durch die vom Nebel geplagte Stadt. Er nahm den Weg an der Wehrmauer entlang, beobachtete das Treiben auf dem unteren Marktplatz und die verlorenen Seelen, die vor den Tempeln um Almosen bettelten. Reiche Bewohner fanden sich nur wenige in den engen Gassen, dafür umso mehr Kinder in abgerissener Kleidung.

Einer Eingebung folgend machte er einen Umweg durch den Hafen, warf einen Blick auf die unruhige See und das Treiben am Pier. Tief atmete er ein. Es roch nach Fisch, Salz und Ewigkeit.

Sothorn verließ Balfere durch das Südtor. Kaum dass er die gelangweilten Wachen passiert hatte, wendete er den Rappen und betrachtete seine Stadt.

Nachdenklich versank er in dem Anblick der wenigen Gebäude, die wie Ertrinkende über die Stadtmauer ragten. Die schlanke Silhouette des Gefängnisturms, das Dach des Zunfthauses der Schneider, der Giebel mit dem Geweih unter dem Dachfirst, das zu der edelsten Taverne der Stadt gehörte.

Auf seine Weise verabschiedete Sothorn sich von dem vertrauten Anblick. Er spuckte ins Gras und lachte bitter auf, als er sich fragte, wie es enden würde. Wer würde ihn töten? Der Wargssolja? Bevor Sothorn Kapitän Tolka umbrachte oder erst danach? Oder würde die Ehre Stolan von Meerenburg erhalten bleiben?

Sothorns Überlebenswille flammte auf. Sein Kämpferherz suchte nach Alternativen und Gerechtigkeit. Vor langer Zeit hatte er aufgegeben, mit dem Schicksal zu hadern, doch nun, da sein Tod nah war, erwachte der Schläfer in ihm und protestierte. Das Leben schuldete ihm etwas. Es war nicht gerecht. Doch wenn ein Warg im Wald ein Kitz schlug, bevor es zum Hirsch heranwuchs, klagte auch niemand das Schicksal an.

Es war der Lauf der Dinge. Unabänderlich, wechselhaft und nein, niemals gerecht.

Sothorn kam der irrwitzige Gedanke, sich zu stellen. Zu warten, bis sich der andere Meuchelmörder auf seine Spur gesetzt hatte. Die Arme auszubreiten und den Zunftbruder zu bitten, ihm ehrenvoll und schmerzlos ein Ende zu bereiten.

Man erzählte sich Geschichten über Assassinen, die diesen Weg beschritten hatten, als sie spürten, dass ihr Ende nahte. Alles in Sothorn sträubte sich gegen einen solchen Tod. Er wollte nicht auf die leichte Weise gehen.

Zumindest nicht, bevor er nicht seinen letzten Auftrag hinter sich gebracht hatte. Er hatte nie versagt und wollte nicht als der Assassine bekannt werden, der sein letztes Opfer laufen ließ. Selbst dann nicht, wenn es außer Stolan von Meerenburg niemand erfahren würde.

Der Ausweg, sich abzusetzen und zu fliehen, kam Sothorn nicht ernsthaft in den Sinn. Tagelang durch das Land reisen oder sich in einer Höhle verkriechen, nur um darunter zu leiden, dass sein Körper nach dem Lotus schrie, bis er den Verstand verlor... Sich im Zustand der geistigen Umnachtung das Leben nehmen...

Nein. Seine Abhängigkeit war so tief, dass er die Schmerzen mehr fürchtete als den Tod.

»Lauf!«, schrie Sothorn und schlug dem Pferd die Zügel an den Hals. Der Rappe machte einen Satz nach vorn und stob in vollem Galopp über den abschüssigen Pfad. Schlamm spritzte auf, als der nasse Erdboden von den Hufen aufgewühlt wurde. Auf einer nahen Weide sahen zwei vom Winter dürre Kühe genügsam auf und maßen Sothorn mit ihren Blicken, als er Balfere hinter sich ließ.

Die schwache Sonne kletterte in den Zenit, während er dem Verlauf der Küste in Richtung Süden folgte. Rechts von ihm erstreckten sich die scharfen Zähne der aus dem Meer ragenden Klippen. An ihnen brachen sich die grauen Wogen, die vom Wind gegen die Steilhänge getrieben wurden. Wie der Atem eines Giganten traf die Gischt auf den Stein und rieb geduldig winzige Bissen aus seinem geäderten Leib.

Reisenden begegnete Sothorn kaum. Die wenigen, die ihm entgegenkamen, wichen ihm aus. Zu gnadenlos trieb er sein Pferd an, zu groß war die Gefahr, dass jemand bei einem Zusammenstoß den Halt auf dem engen Pass verlor und ins Wasser stürzte.

Landeinwärts schmiegt sich grüne Hügel um die Kuppe eines längst erloschenen Vulkans. Gewaltige Schafherden stapften durch das junge Gras und zupften Kräuter.

An einer Kreuzung, die durch einen windschiefen Wegweiser gekennzeichnet wurde, bog Sothorn nach Osten ab und näherte sich nach wenigen hundert Schritten einem elend aussehenden Nadelwald. Gedrungene Kiefern klammerten sich im schroffen Gefälle fest. Mit der Weite der Küste ließ Sothorn das Geschrei der Seemöwen hinter sich, nur um ihre schrillen Laute gegen den scharfen Jagdruf eines Raubvogels einzutauschen.

Anfangs kümmerte er sich nicht um den regelmäßigen Aufschrei des Vogels. Gefangen in seinen Gedanken, betäubt vom Zenjanischen Lotus und sich darüber wundernd, dass er selbst mit der Endlichkeit seines Daseins dicht vor Augen kaum Angst empfand, folgte Sothorn dem steilen Waldweg. Der verbliebene Rest seiner Konzentration beschäftigte sich damit, den Rappen sicheren Fußes über den Hang zu geleiten.

Mehr als einmal vertrat sich das Tier und drohte, in die Knie zu gehen. Lockeres Geröll, eine zu starke Steigung und der feuchte Boden machten ihnen das Leben schwer.

»Vielleicht ist das die beste Lösung«, murkte Sothorn vor sich hin; den Klang seiner eigenen Stimme genießend. »Wir stürzen den Abhang hinab und ich breche mir das Genick.«

Entschuldigend klopfte er den Hals des Rappen. Über die Jahre waren seine Reitpferde die einzigen Lebewesen gewesen, die ihm treu und ohne Bedacht auf den eigenen Vorteil zur Seite gestanden hatten. Sothorn waren viele Rösser verloren gegangen, verwundet worden oder bei einer halsbrecherischen Flucht schwer gestürzt, sodass er ihnen die Kehle hatte durchschneiden müssen, um sie von ihrem Leid zu erlösen. Wenigstens der Rappe sollte unbeschadet nach Hause traben, falls er den Tod fand.

Er hätte sich von Danai verabschieden sollen, fiel ihm ein.

Doch die Vorstellung, in ihrem runden Gesicht das Verstehen aufleuchten zu sehen, behagte ihm nicht. Sie hatte stets gewusst, dass ihre Bekanntschaft von kurzer Dauer sein würde, und hatte mehr von ihm gehabt, als anfangs zu erwarten gewesen war.

Viel mehr Zeit und doch zu wenig.

Freundschaft. Wenn er je so etwas wie Freundschaft kennengelernt hatte, dann bei ihr. Aber letztendlich drang nie genug Zuneigung durch den Nebel des Lotus, um eine echte menschliche Bindung zuzulassen.

Sothorn ahnte, dass er in dieser Beziehung einiges versäumt hatte.

Erneut drang der Schrei des Raubvogels an sein Ohr und brachte ihn dazu, den Rappen auf ein halbwegs ebenes Stück Erde zu dirigieren und zu zügeln. Suchend schirmte Sothorn die Augen ab und sah hinauf zum Himmel, der sich zwischen den verwachsenen Kiefern deutlich abzeichnete.

Es dauerte nicht lange, bis der dunkle Schatten in sein Gesichtsfeld geriet. Er schwebte dicht über den Baumspitzen – viel zu dicht für einen jagenden Vogel – und hatte eine beeindruckende Flügelspannweite.

Gegen das Licht konnte Sothorn die Farbe des Gefieders nicht erkennen, aber die Größe des Raubvogels verriet ihm, dass er es mit einem Blauschwanzadler zu tun hatte.

Die Blauschwänze waren Jäger von majestätischer Herrschaftlichkeit, die man zumeist im Osten des Landes antreffen konnte. Männliche Exemplare wurden so groß, dass sie es mit ausgewachsenen Dachsen und Füchsen aufnehmen konnten. Weit wichtiger in Sothorns Situation war, dass Blauschwanzadler sehr intelligent waren und sich hervorragend für die Jagd abrichten ließen.

Er stieß einen unwilligen Laut aus, während er zu dem Adler hinauf spähte. Das Tier kreiste über ihm und ließ in regelmäßigen Abständen seinen Ruf erklingen.

Ein Wargssolja-Assassine griff ihn an und am nächsten Tag folgte ihm ein Blauschwanzadler? Selbst wenn Sothorn während des Kampfes zwischen den Lagerhäusern nicht das Schlagen der Flügel gehört hätte, hätte er den Zusammenhang hergestellt.

Ein Anflug von Müdigkeit ergriff von ihm Besitz, als er den Rappen antrieb. Die Frage, ob er Tolka noch töten würde oder nicht, stellte seine gesamte, kurze Zukunft dar.

Ziemlich dürftig. Sollte er warten? Es auf den letzten Kampf ankommen lassen, den fremden Assassinen vielleicht trotz schlechter Verfassung und Schnittwunde am Bein besiegen, nur um am Abend von Stolans Schergen getötet zu werden?

Es kam nicht mehr darauf an. Sein letzter Kampf brachte ihm nichts mehr ein. Und das zerstückelte Überbleibsel seiner Seele war erschöpft.

Sothorns Hand schob sich in die Mähne des Rappen, tastete durch das borstige Haar, das seinen Fingern Widerstand bot. Er spürte dem Leben nach, dem Herzschlag, der Wärme eines anderen Körpers. Mit dem schaukelnden Schritt des Pferdes wurde er von links nach rechts gewiegt, spürte jede Bewegung in seinem Rücken und seinem verletzten Bein.

Überdeutlich nahm er die feine Textur der blaugrünen Nadeln an den Bäumen wahr. Die Geräusche im kargen Unterholz. Ein

Rascheln auf einem nahen Ast. Träge hielt Sothorn sein Gesicht in die blasse Sonne, als wolle er sich das Gefühl ihrer Strahlen auf seiner Haut für immer einprägen.

Als seine Sicht verschwamm, dachte er, es hätte begonnen zu regnen. Aber es waren seine Augen, die ungefragt und zu seiner milden Überraschung nass wurden. Etwas in ihm wollte nicht sterben. Vielleicht sein Körper, der nicht in Watte gehüllt war, der nicht permanent unter dem Einfluss des Lotus stand.

Sothorn überkam das verrückte Gefühl, seinen eigenen Körper wie ein gestürztes Kind trösten zu müssen. Als müsse er sagen: »Weine nicht. Es hat nicht sollen sein. Sei nicht traurig.«

Es duftete nach Tannennadeln, Schmelzwasser und dem würzigen Aroma eines aus dem Winterschlaf erwachenden Waldes. Wind trieb eine zarte Salznote in Sothorns Nase.

Es war eigenartig. Als er als Junge nach Balfere kam, hatte er das Meer gehasst. Später hatte er sich nie wohl in seiner Haut gefühlt, wenn das Brennen des Salzes auf seiner Haut fehlte.

Das Meer sandte ihm einen letzten Gruß.

Am Fuße des Berges lichtete sich der Wald abrupt und ging in das dichte Gestrüpp von Insa-Büschen über. Im Winter ärgerten die schnell wachsenden Sträucher die Reisenden mit ihren scharfen Dornen, im Frühling und Sommer bedeckten ihre gelben Blüten die Ebene und machten der Sonne an Leuchtkraft Konkurrenz.

In der Ferne lag Nadis am Horizont. Sothorn ließ die Zügel fahren und betrachtete die Ansammlung winziger Hütten. Wieder dachte er an Danaï. Warum nicht? Warum sollte er Tolka nicht verschonen? Vielleicht würde er ihr dann in guter Erinnerung bleiben.

Der Gedanke gefiel ihm.

Über ihm schrie der Adler und kam ihm im Sturzflug so nahe, dass Sothorn instinktiv seine Augen schützte. Aber der Raubvogel griff nicht an. Nicht ohne einen direkten Befehl seines Herren. Er wollte ihn nur nervös machen.

Das machte die Wargssolja so gefährlich. Sie brachten keine besseren Krieger als andere Volksgruppen hervor, aber ihrer engen Verbundenheit zu Tieren haftete etwas Magisches an.

Wer gegen einen Wargssolja kämpfte, war im Nachteil, denn er musste stets damit rechnen, dass sich von hinten Wolfsfänge in seine Stiefel gruben. Wölfe, Brandlöwen, Bergziegen, Wiesel, sogar Echsen richteten die Nordländer ab.

Vogelattacken waren besonders tückisch. Nicht, dass sie viel Schaden anrichteten, wenn sie einem nicht gerade die Augen aushackten. Aber sie warfen sich auf Zuruf in das Getümmel und verwirrten den Gegner, während der Wargssolja sich einen Vorteil verschaffte. Schon ein größerer Singvogel wurde zu einem Problem, wenn er einem Krieger vor dem Gesicht umherflatterte; von einem Blauschwanzadler ganz zu schweigen.

Eine innere Stimme sagte Sothorn, dass es an der Zeit war, sich zu stellen. Auf einen halben Tag kam es nicht mehr an.

Er sah sich um, fand nahe dem Hang eine natürlich gewachsene Lichtung und saß dort ab, um auf seinen Gegner zu warten. Den Rappen band er an eine junge Kiefer, bevor er sich in Richtung Weg wandte und wartete. Sein Bein pochte und wollte ihn nicht tragen. Es hatte sich entzündet. Sothorn kümmerte es nicht mehr.

Schade, dass er keinen Wein bei sich hatte, kein Kraut zum Rauchen, keine Henkersmahlzeit. Ihm kam der absurde Gedanke, seinen Verfolger danach zu fragen.

Der Blauschwanzadler setzte sich erhaben auf die Spitze einer Tanne und stieß von Zeit zu Zeit seinen klagenden Schrei aus.

Sothorn konnte erkennen, dass es sich um ein besonders schönes Exemplar handelte. Schwarzes Gefieder, das am Hals und am Schwanz bläulich schimmerte. Die kräftigen Federn waren bei den Reichen heiß begehrt, um sie als Schreibwerkzeug zu gebrauchen. Ruckartig wandte der Vogel den Kopf, ließ ihn nie aus den Augen, genau, wie Sothorn den Weg nicht aus den Augen ließ.

Er grinste böse, rechnete halb damit, ein Krachen zu hören und ein Gewirr aus Pferdebeinen und menschlichen Gliedmaßen den Berg herunterkugeln zu sehen. Welch Ironie des Schicksals wäre es, wenn sein Verfolger auf dem Hang stürzte und der Adler vergebens nach ihm rief.

Niemand kam.

Nach einer Weile wurde es Sothorn zu dumm, mit seinem schmerzenden Bein aufrecht zu stehen, nur um seine Haltung zu wahren. Am Ende des Lebens schwand selbst der Stolz.

Humpelnd näherte er sich einem Findling und ließ sich darauf nieder, als hinter ihm eine raue Stimme erklang: »Müde, großer Sothorn?«

Er erkannte den Akzent sofort, kam schwerfällig auf die Füße und fuhr herum. Ohne sein Zutun hielt er seine Klingen in der Hand, streichelte sie liebevoll mit den Fingerspitzen.

Der Wargssolja stand mit verschränkten Armen über ihm auf einem Felsvorsprung.

Sothorn fragte sich, wie lange schon. Er wusste nicht, wie der Nordländer es geschafft hatte, sich durch das dichte Unterholz zu schlagen, ohne dass er ihn hörte. Allein, dass er nicht darüber nachgedacht hatte, dass sich jemand von hinten nähern konnte, bestätigte die Einschätzung seiner selbst: Er war ein sterbender Assassine, dessen Fähigkeiten verloren gingen. Dummheit. Schwerfälligkeit. Die Unfähigkeit, die Talente des Gegners zu erahnen.

So etwas war ihm früher nie passiert.

Gütige Göttin, er fühlte sich alt.

»Du kannst nicht mehr, nicht wahr?«, sprach der Fremde Sothorns Gedanken laut aus. »Du spürst dein Ende. Du solltest mir dankbar sein. Ich bin hier, um dich zu holen.«

Entgegen aller Vernunft fand Sothorn bitteren Trost in diesen Worten. Jemand war gekommen, um ihn zu holen. Zum ersten Mal in seinem Leben.

Sein Verstand löste sich auf. Aber das durfte er sich gönnen. Niemand würde je davon erfahren. Und vielleicht war es besser, jetzt und hier im Angesicht eines Ebenbürtigen zu sterben.

Stolan von Meerenburg, der auf eine hässliche Weise der einzige Vater war, an den Sothorn sich erinnern konnte, würde ihn in den Dreck werfen wie einen abgenagten Knochen.

»Vielleicht. Aber glaub nicht, dass ich es dir leicht machen werde. Die Ehre, mich getötet zu haben, musst du dir schon verdienen.«

Mit diesen Worten hob Sothorn seine Dolche. Er küsste die kalten Schneiden und hielt sie sich angriffslustig vor das Gesicht. »Ein letzter Kampf. Und wenn du auch nur einen Funken Stolz hast, lässt du dein Hühnchen aus der Sache heraus.«

Das Gelächter des fremden Assassinen jagte Sothorn eine Gänsehaut über den Rücken.

»Hühnchen? Hast du das gehört, mein Freund?«, wiederholte der Wargssolja heiter. Seine gelben Augen verengten sich vor Vergnügen. »Du willst einen gerechten Kampf, Sothorn von Balfere?«

»Ja.«

»Du willst gegen mich kämpfen? Am Boden? Mit deinem verletzten Bein?«

»Ja.« Sothorn war des Gesprächs überdrüssig. Seine Stimme knarrte wie ein fallender Baum.

»Du erwartest, dass ich mich dir Mann gegen Mann stelle, obwohl ich weiß, dass du der bessere Kämpfer bist?«

Wieder nickte Sothorn und fragte sich, worauf dieses Gespräch hinauslief. Er schätzte es nicht, wenn man mit ihm spielte. Schon gar nicht angesichts seines Todes. Aber es tat ihm auf lächerliche Weise gut, dass der Fremde seine Meisterschaft im Kampf anerkannte.

Nachdenklich griff der Wargssolja sich ans Kinn: »Weißt du was? Ich mag mein Leben. Und ich werde es nicht für dich in den Staub treten.«

Blitzschnell griff er in sein Wams und holte ein längliches Objekt hervor. Sothorn stockte der Atem, als sich das Blasrohr auf ihn richtete. Er suchte nach Deckung, aber die Lichtung war ein schutzloser Präsentierteller, den er sich zu seiner Schande selbst ausgesucht hatte.

Das kann nicht sein, heulte es in ihm auf. Das kann er nicht tun.

Aber der Fremde konnte. Er setzte das Blasrohr an den Mund und spie einen Hagel winziger Stacheln in Sothorns Richtung. In der Luft fächerten sie sich auf. Es war unmöglich, ihnen allen auszuweichen.

»Du Schwein!«, schrie Sothorn, als er die ersten Bisse der Dornen spürte.

Ein Großteil der Stacheln prallte an seiner Lederkleidung ab, doch einige bohrten sich an Hals, Gesicht und Armen in seine Haut. Sofort wurden die getroffenen Stellen taub. Er wusste, dass ihm die Zeit aus den Fingern rann und ihm nur die Rache blieb.

Blind schleuderte er seine Dolche in Richtung des triumphierenden Mörders; voller Hass, dass dieser sich nicht an den Kodex der Assassinen gehalten und ihn aus der Ferne angegriffen hatte. Feigling.

Anschließend riss er hektisch die Stacheln aus seiner Haut. Doch es war zu spät. Das Gift kreiste in seinem Blut und benebelte seine Sinne. Aus weiter Ferne hörte er einen Aufschrei und wusste, dass eine seiner Klingen sein Ziel gefunden hatte.

Stolpernd flüchtete er sich in den Schutz der Insa-Büsche. Er zweifelte daran, dass die Göttin, nach der sie benannt waren, ihm Schutz und Heilung gewähren würde.

Er rollte sich zusammen, während das Gift sich unerbittlich durch seinen Körper fraß. Es tat nicht weh, aber es machte müde.

Als sich der Schleier des Vergessens über ihn senkte, war er nicht einmal unglücklich, auf eine solch ehrlose Weise abzutreten. Ein Gefühl von Frieden ergriff von ihm Besitz. Er lächelte zaghaft. Es gab schlimmere Orte, um zu sterben.

Während er äußerlich erblindete, sah er vor seinem geistigen Auge die Sümpfe, in denen er seine Kindheit verbracht hatte. Sothorn glaubte, die Stimmen seiner Geschwister zu hören, die mit seiner Mutter ein Weblied sangen. Seine Mutter. Er konnte sie sehen. Sie und ihre wilde Mähne roter Haare, die seiner so ähnlich war.

Ihre festen Arme, die gut rochen und sich noch besser anfühlten, wenn man sich einen Dorn in den Fuß eingetreten hatte und weinte. Ihre freundlichen Augen, die trotz harter Arbeit weich geblieben waren.

Fast konnte er ihre Hand spüren, die ihm über die Stirn strich. Sie sagte etwas, aber er konnte sie nicht verstehen. Dann war sie fort.

Für Sothorn blieben nur der Abgrund und die Dankbarkeit, dass er während seines letzten Atemzuges nach Hause zurückgekehrt war.

Kapitel 7

Der Bau

Das Universum schwankte und zerbarst in Myriaden funkelnder Saphirsplitter. Feuchtigkeit vermengt mit den scharfen Kanten splitternden Holzes in einem verlorenen Bewusstsein. Der Gestank von frischem Teer, ein brutaler Angriff auf Nase und Haut. Das Heulen kosmischer Winde über dem Schrei des Raubvogels.

Flüsternde Stimmen der Vergangenheit, heiseres Raunen der Gegenwart.

Sichtbare Schmerzen, hörbare Düfte, zu riechende Laute. Keine Luft in den Lungen, der sehnstüchtige Sprung ins Meer, die Umarmung der Klippen. Splitternde Knochen, platzende Lungen. Zerstörung des Körpers, Befreiung des Geistes.

Die mannigfaltigen Grüntöne des Sumpfes, gefangen in einem Kaleidoskop des Irrsinns, sich beständig drehend, einen Stollen formend, der gnadenlos in die Tiefe des Ozeans führte.

Kein Frieden, bevor der Körper nicht den Meeresboden küsste.
Übelkeit.

Verschwitz fuhr er in die Höhe, beugte sich zur Seite und erbrach sich in den wartenden Holzeimer. Galle und Magensäure rannen ihm durch die Nase, während sein Bauch krampfte und sein Kreislauf versuchte, dem Wanken seiner Welt Einhalt zu gebieten. Das ungefärbte Leinen des Lakens klebte an seinen nackten Beinen. Ihm war kalt und gleichzeitig lief ihm der Schweiß über den Körper.

Als der Würgereiz nachließ, ließ Sothorn sich in die Kissen zurücksinken. Das Bett drehte sich um ihn. Für ein paar Atemzüge war er zu dankbar, dass sein Magen sich beruhigt hatte, um klar denken zu können. Erst dann blinzelte er mühsam.

Fragen glitten wie treibende Wolken durch seinen Kopf. »Wo bin ich? Wie bin ich hierher gekommen? Wo ist der Angreifer? Warum habe ich keine Schmerzen? Und verdammt noch mal, warum bin ich am Leben?«

Die letzte Frage stellte ein Mysterium dar, das dringend der Klärung bedurfte. Hatte jemand ihn gefunden, bevor es zu spät war? Offensichtlich.

Sothorn war nicht sicher, ob er sich darüber freute. Einmal sterben hatte ihm gereicht. Der Gedanke, in naher Zukunft ein zweites Mal in einen Zustand vager Todessehnsucht zu geraten, behagte ihm nicht.

Er wollte aufspringen und sich umsehen, fand aber nicht ausreichend Kraft. Die Schwäche in seinen Gliedmaßen hatte etwas Erschreckendes. Sie lähmte ihn. Im Nachhinein wusste er nicht, wie es ihm gelungen war, sich zum Spucken aufzurichten.

Sothorns Zunge klebte wie ein totes Tier an seinem Gaumen. Er brauchte etwas zu trinken. Hilflos drehte er den Kopf, entdeckte neben sich auf dem Nachttisch einen Krug und bediente sich mit zitternden Händen. Quellwasser trieb ihm den üblen Geschmack aus dem Mund, traf aber auf einen beleidigten Magen, sodass er Mühe hatte, die Flüssigkeit bei sich zu halten.

Nach gewonnener Schlacht griff er nach der Wolldecke, die seinen Körper bedeckte, und zog sie fester um sich. Es war keine gute Idee, in einer fremden Umgebung zu schlafen. Doch Sothorn baute in seiner Schwäche darauf, dass seine Retter ihn nicht zu sich nach Hause gebracht hatten, um ihn im Schlaf zu erdolchen.

Er versank in den Kaskaden seiner Träume.

Drei Mal dämmerte er aus dem Schlaf ins Licht, bevor er sich besser fühlte. Jedes Mal war der Eimer neben dem Bett sauber und der Wasserkrug neu gefüllt. Einmal glaubte er, im Halbschlaf jemanden seine Decke zurückschlagen zu spüren, aber es gelang ihm nicht, die Augen zu öffnen. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ihm ein Gefäß an die Lippen gesetzt, aus dem eine zähe Flüssigkeit in seinen Mund rann. Irgendjemand schien ein Interesse daran zu

haben, dass er sich erholte. Vermutlich eine gutmütige Bauersfrau, die nicht wusste, wen oder was ihr Mann ins Haus gebracht hatte.

Das Getöse sich zankender Seemöwen riss Sothorn endgültig aus der Umarmung des heilsamen Schlafes. Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Durch das in den Stein geschlagene Fenster drangen Sonnenlicht und die Gerüche des Meeres in den fremden Raum.

Zum ersten Mal seit seinem vermeintlichen Tod konnte er sich ohne Schwindelgefühle aufsetzen. Seine verklebten Augen tränkten, als sie versuchten, seine Umgebung zu erfassen.

Er befand sich in einer Kammer, deren Wände aus beschlagenem Granit bestanden. Im ersten Augenblick glaubte er, zurück im Anwesen seines Herrn zu sein, der ihn aufgrund seiner Verletzungen in einem der Gästezimmer untergebracht hatte. Aber das Fenster war zu klein, die Bearbeitung der Wände zu grob, die Möbel zweckmäßig und gepflegt, doch nicht kostbar genug.

Jemand hatte sich bemüht, dem Zimmer einen freundlichen Anstrich zu geben. Die Matratze in Sothorns Rücken war angenehm weich, die Kissen und die Decke sauber. Wenn es Ungeziefer gab, hatte es ihn bisher nicht entdeckt. Die Vorhänge am Fenster und am Bett selbst waren mit bunten Kordeln zurückgebunden. Es gab einen winzigen Nachttisch – kaum mehr als ein Hocker – und eine Kommode mit massiven Schubladen. Direkt unter dem hoch liegenden Fenster duckte sich ein rundes Tischchen, auf dem eine Schale Obst auf ihn wartete.

Sothorn runzelte die Stirn, als er die Sträuße getrockneter Wildblumen bemerkte, die vom wollweißen Himmel des Bettes herabhingen. Sie sonderten einen starken, aber nicht unangenehmen Duft ab.

Es war warm. Zu warm für eine Kammer im Stein, in der es keine Feuerstelle gab und deren Fenster nur von zwei dünnen Bahnen Stoff abgeschirmt wurde.

Mit einem eigenartigen Gefühl in der Bauchgegend biss Sothorn sich auf die Unterlippe. Von einem solchen Ort hatte er früher geträumt. Von einem Ort, der nicht von Feuchtigkeit durchzogen war, an dem es Sonnenlicht gab und frischer Wind die Gerüche der Nacht vertrieb.

Nach einem solchen Bett hatte sich sein Rücken verzehrt, wenn er mit schmerzenden Knochen auf seinen Lumpen lag und der kalte Stein seinem Leib jede Wärme entzog.

Die Versuchung, sich zurückzulehnen und den Luxus des bequemen Bettes zu genießen, war groß. Doch es gab zu viele Fragen, die nach Antworten verlangten.

Wo war er, was war passiert, wann war es passiert und warum war er frei von Schmerzen?

Vorsichtig setzte er sich auf die ungewohnt hohe Bettkante und wartete darauf, dass das Sausen in seinen Ohren nachließ. Um seinen verletzten Oberschenkel schmiegte sich ein sauberer Verband, der das einzige Stück Stoff an seinem Körper darstellte.

Sothorn roch an seiner Achselhöhle. Man hatte ihn nicht nur ausgezogen, sondern auch gründlich gewaschen.

Als er auf die Beine kam, wurde ihm schwarz vor Augen. Kaum dass er sich sicher auf den Füßen fühlte, erleichterte er sich in den bereitstehenden Eimer. Anschließend ging er mit weichen Knien zum Fenster, schob den Stoff beiseite und blickte nach draußen.

Was er sah, traf ihn ebenso unvorbereitet wie seine gute Unterbringung.

Seine Kammer lag rund hundert Schritte über dem Meeresspiegel. Das Fenster war aus dem Felsen geschlagen worden, unter ihm tobte die Brandung. Die Steigung der Klippen war weniger steil als in der Region um Balfere, sodass widerstandsfähige Bäume Halt am Hang fanden. Vom Ozean aus war die Zuflucht, die ihn aufgenommen hatte, zweifelsohne unsichtbar. Sothorn konnte fast nach den Ästen einer blaugrünen Tanne greifen, die schräg vor seinem Fenster wuchs. Tief unten lag ein kleineres Segelschiff, das sich träge in den Wellen wiegte.

Sothorns Misstrauen wuchs. Er kannte die Landschaft um Balfere gut; die zerklüftete Landzunge, die nach Norden ein Stück ins Meer ragte, die gefährlichen Klippen, die Sandstreifen. Er befand sich nicht in der Nähe seiner Heimat, auch nicht im Umkreis von Nadis.

Man hatte ihn fortgebracht. Aber wohin? Und wozu?

Auf der Suche nach seiner Rüstung und seinen Waffen öffnete er die Kommode, fand aber nur eine lockere Leinenhose und ein Hemd, das ihm ein bisschen zu klein war. Wenig begeistert zog er die Sachen an und zupfte an dem leichten Stoff. Er fühlte sich nackt. Von seinen Dolchen war weit und breit nichts zu sehen; selbst seine Stiefel fehlten.

Erst verfolgt, dann mit Giftstacheln niedergestreckt, verschleppt, ausgeraubt, gepflegt. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Nachdenklich zwickte Sothorn sich in den Oberarm. Nichts. Kein Schmerz. Nur Taubheit. So wohl hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt.

Obwohl, nein, von Fühlen konnte keine Rede sein. Die Dunstglocke des Zenjanischen Lotus lag auf seinen Empfindungen, und dieser Umstand machte seine Situation erst recht merkwürdig.

Ein knarrendes Geräusch ließ ihn herumfahren. Seine Ellenbogen schnellten zurück, als er versuchte, die nicht vorhandenen Klingen aus seinen Unterarmschienen zischen zu lassen.

Eine schlanke, verhärtet wirkende Frau mit derben Zügen lehnte im Türrahmen und musterte ihn. Von einer freundlichen Bauersfrau hatte sie so viel wie er von einem gutherzigen Priester.

»Du bist aufgewacht, wie ich sehe.« Ihre Stimme klang gepresst, als kämpfe sie beim Sprechen gegen einen Widerstand an. Der raue Klang tat Sothorn in Kehle und Ohren gleichermaßen weh.

»Wo bin ich?«, fragte er ohne Umschweife.

»Hast du Hunger? Oder ist dir noch übel?«

Sothorn wollte ungehalten auf eine Antwort auf seine Frage pochen, doch in diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass er wahrhaft hungrig war. Sein Bauch war ein verkrampftes Loch, das sich selbst zu verschlingen drohte.

»Ja. Nein«, sagte er kurz angebunden und ließ die Fremde nicht aus den Augen. Er hatte sie nie zuvor gesehen. Der Gürtel voller Dolche um ihre kaum vorhandenen Hüften ließ ihn ahnen, dass sie sich nicht übertölpeln lassen würde.

Sie gab einen hässlichen, abgehackten Laut von sich, den Sothorn nur mit Mühe als Lachen erkannte: »Was denn nun? Du musst dich schon entscheiden.«

»Ja, Hunger. Nein, nicht mehr übel«, erklärte er, während er langsam zum Bett zurückwich. Aus den Augenwinkeln suchte er nach einer Waffe. Nicht, dass er glaubte, dass von der Fremden eine direkte Gefahr ausging, aber er wollte auf alles vorbereitet sein. Wie er befürchtet hatte, gab es in diesem Raum keine potenziellen Waffen. Höchstens ein Kissen oder den Eimer mit seinem Urin.

»Gut. Wenn du Hunger hast, bist du auf dem Weg der Besserung.« Sie klang fast freundlich, als sie sich durch ihren kurzen Haarschopf strich, der dem Fell eines Maulwurfs ähnelte. »Ich bringe dir gleich etwas. Versuche nicht, dich davonzustehlen, großer Meisterassassine. Selbst wenn wir nicht auf einen Fluchtversuch vorbereitet wären, kämest du in deinem jetzigen Zustand nicht weit.«

Ihre schlichte Logik missfiel Sothorn. Misstrauisch sah er seiner Gastgeberin nach, die sich weder die Mühe gemacht hatte, sich vorzustellen, noch seine Fragen zu beantworten.

Meisterassassine. So viel zu der Frage, ob er in die Hände freundlicher Reisender geraten war. Sie wusste, wer er war.

Eine Falle? Vermutlich. Nur warum? Wer brauchte einen abgehalfterten Assassinen?

Er entschied, die bohrenden Fragen fürs Erste zurückzustellen. Früher oder später würde er Antworten erhalten. Im Zweifelsfall mit Gewalt.

Kurze Zeit später kehrte die Fremde zurück. Sie stellte ein Tablett mit dampfendem Eintopf und Brot auf den Tisch. Sothorn verschlang gierig jeden Bissen, während sie ihn kühl beobachtete.

Als der letzte Rest Brot in seinem Mund verschwand, griff sie stumm in ihr Oberteil und brachte ein Tonfläschchen zum Vorschein. Schweigend hielt sie es Sothorn entgegen.

»Was ist das?«, rutschte es ihm entgegen seines Entschlusses, vorerst auf Fragen zu verzichten, heraus.

»Das wirst du schon sehen.« Ungeduldig drückte sie ihm das Fläschchen in die Hand. »Mach auf und trink.«

Aus stumpfen Augen musterte Sothorn die fremde Frau, zuckte die Achseln und löste das Wachs vom Flaschenhals. Prüfend roch er am Inhalt und hielt überrascht inne. Der Geruch des Zenjanischen Lotus war unverkennbar. Eine Stimme in seinem Hinterkopf verlangte nach einer Erklärung, die diese eigenartige Situation auflöste, aber Sothorns Körper handelte eigenständig und ließ ihn die Droge ohne Zögern schlucken.

»Na endlich. Und jetzt komm.«

Seine Begleiterin führte Sothorn in einen lang gezogenen Flur. Während er ihr folgte, wurde seine Wahrnehmung klarer, aber die Kraft kehrte nicht zurück und ließ ihn sich fragen, wie lange er geschlafen hatte.

Er versuchte, im Halbdunkel Einzelheiten seiner Umgebung zu erfassen. Sie passierten ein gutes Dutzend geschlossener Holztüren. Hinter manchen hörte er leise Stimmen.

Der Flur selbst war ebenso aus dem Felsen geschlagen wie das Zimmer, in dem er erwacht war. An den Wänden loderten Fackeln, in deren Licht man die Überbleibsel einstiger Steinmetzkunst erkennen konnte. Die Reliefs zeigten verschlungene Pflanzentriebe und fremdartige Schriftzeichen, die Sothorn nicht lesen konnte.

Einige Male passierten sie eine Ausbuchtung, in der sich eine vom Alter abgeschliffene Statue erhob. Manchen der fremdartigen Kreaturen fehlten Gliedmaßen oder Teile des Torsos. Weder die Schrift noch das Muster im Stein sah Sothorn zum ersten Mal.

»Eine Adelijar-Festung?«, murmelte er mehr zu sich selbst als zu seiner schweigsamen Begleiterin.

Zu seiner Überraschung erwiderte sie bereitwillig: »Genau. Ich hoffe für dich, dass du nicht zu den Leuten gehörst, die an Flüche oder sonstigen Unfug glauben.«

Er schüttelte den Kopf. Zum Glauben gehörte stets eine gewisse Emotionalität, die ihm abging. Zudem hatte er den größten Teil seines Lebens in den Katakomben unter dem Anwesen seines Herrn verbracht.

Entsprechend schreckte ihn der Gedanke nicht, sich in einer Festung zu befinden, die mit Hilfe von Elementargeistern tief in den Fels getrieben worden war.

Ich muss immer noch an der Westküste sein, überlegte Sothorn. Für den hohen Norden, der um diese Jahreszeit unter der Last des Schnees stöhnte, war der Wind in seinem Zimmer zu mild gewesen.

Bei den Adelijar handelte es sich um ein sagemuwobenes Volk, das vor langer Zeit vornehmlich die Küsten des Kontinents besiedelt hatte. Niemand vermochte zu sagen, welche Gestalt sie gehabt hatten oder von welcher Gesinnung sie gewesen waren, aber sie hatten ihre Spuren hinterlassen und Bauwerke von fremdartiger Schönheit geschaffen. Eines Tages verschwanden sie. Farbenfrohe Legenden rankten sich um die Adelijar, doch ihre Geschichten waren so oft erzählt und verändert worden, dass der wahre Kern kaum auszumachen war. Die meisten Menschen fürchteten die alten Baumeister und hielten sich von ihren Ruinen fern. Es verlangte viel Mut, sich über das Wissen hinwegzusetzen, dass über dem eigenen Kopf die Last eines Berggipfels ruhte. Besonders, da das verschwundene Volk bevorzugt in der Nachbarschaft von Vulkanen gebaut hatte.

»Wir sind da.«

Die Fremde stieß eine Flügeltür auf, die in einen kreisrunden Raum mündete. Sie gab Sothorn einen Stoß in den Rücken und schob ihn mit sanfter Gewalt vorwärts. In der Mitte des Raumes befand sich eine mehrere Schritte breite Vertiefung, in der ein Feuer prasselte. Über dem Flammenherd entdeckte Sothorn mehrere Öffnungen, durch die der Rauch nach draußen abziehen konnte. Ein Durcheinander verschiedener Sitzgelegenheiten von schlichten Holzbänken bis zu bunten Sitzkissen lag um die Feuerstelle verstreut.

Zwei Männer sahen ihnen entgegen; einer ruhig und gelassen, der andere mit finsterer Miene und verschränkten Armen.

Den zweiten Mann erkannte Sothorn sofort. Seine Augen verengten sich, als er einen Satz vorwärts machte und fauchte: »Du feiger Bastard.«

Es war der Assassine, der ihn in Balfere angegriffen hatte und mit dem Blasrohr töten wollte. Nein, nicht töten. Außer Gefecht setzen. Das war inzwischen offensichtlich.

»Ich bin nicht feige. Nur nicht lebensmüde«, gab der Wargssolja aggressiv zurück. »Und ich würde dir raten, dein Mundwerk zu zügeln, solange du nicht bei Kräften bist. Sonst wirst du es bereuen.« Jedes seiner Worte grollte vor unterdrücktem Hass.

»Soll das eine Drohung sein? Und das von einem Mann, der sich nicht in den Zweikampf wagt? Komm ruhig her, wenn du...«

»Schluss jetzt«, wurde ihr Geplänkel abrupt unterbrochen. Der Vierte im Bunde machte eine herrische Geste in Richtung des Wargssolja. »Geryim, mäßige dich.«

»Warum sollte ich? Er hätte sein Schicksal akzeptieren können, aber nein, er musste mit seinen Dolchen um sich werfen. Und wen trifft der Narr? Mich? Nein, er trifft Syv. Wer weiß, ob er je wieder fliegen kann! Wenn nicht, werde ich...«

»Geryim! Ich sage es nur noch einmal, reiß dich zusammen.«

Der schwarzhäarige Wargssolja fluchte in seiner Muttersprache und trat gegen einen Stuhl, der an die nächste Wand krachte und zerbarst.

Mit einem letzten hasserfüllten Blick auf Sothorn ging er zu einem im Schatten liegenden Holzgerüst und streckte den Arm aus. Aus dem Dunkel ertönte ein jämmerlicher Schrei, bevor ein Schemen auf seine Schulter hüpfte. Es war der Blauschwanzadler, der Sothorn verfolgt hatte. Sein linker Flügel war an seinen Körper gebunden. Das Gefieder des Vogels war matt.

Wortlos verließ der Assassine mit seinem Gefährten den Raum.

»Theasa, geh ihm hinterher«, bat der grauhaarige Hüne, der den Streit geschlichtet hatte. »Bevor er noch mehr Möbel zertrümmert.«

Sothorns Begleiterin seufzte und nickte: »Ich tue, was ich kann, aber mache dir nicht zu viele Hoffnungen. Du kennst ihn ja.«

Sothorn schwirrte der Kopf. Theasa. Geryim. Syv. Eine Festung im Stein, er war nicht tot. Man versorgte ihn mit Zenjanischem Lotus, pflegte ihn.

Der verbliebene Mann schmunzelte, während er Sothorn aus klugen Augen beobachtete: »Ein wenig viel auf einmal, nicht wahr? Aber du wirst bald verstehen. Und nimm Geryim seinen Ausbruch nicht übel. Es hat an seinem Stolz gekratzt, dass er dich nicht besiegen konnte. Dass du dem guten Syv einen Dolch in den Flügel geworfen hast, macht es nicht besser.« Er lachte auf. »Nun, er hat sich ohnehin nicht gut im Griff, wenn ich ehrlich bin. Aber wer von uns kann das schon von sich behaupten?«

Sothorn hob die freie Hand, bewegte sie unstedt durch die Luft, während sein Mund sich unter einem Ansturm drängender Fragen stumm öffnete und schloss. Ihm kam der Gedanke, sich ein weiteres Mal in den Arm zu kneifen. Vielleicht träumte er. Und wenn ja, wollte er aufwachen?

»Wo bin ich?«, fragte er schließlich. »Was verlangt ihr von mir? Niemand verschenkt Zenjanischen Lotus. Also gehe ich davon aus, dass ihr etwas von mir wollt.«

»Eines nach dem anderen«, lächelte der Hüne und trat auf Sothorn zu. Väterlich legte er ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich werde alle deine Fragen beantworten, aber so viel sei schon einmal gesagt: Wenn du dich für uns entscheidest, bist du zu Hause.«

Kapitel 8

Die Wege der Bruderschaft

Betäubt vom Fieber und der Vielzahl neuer Eindrücke erwiderte Sothorn den Blick des Fremden, der ihm mit einer Leichtigkeit, die an Frechheit grenzte, das Unaussprechliche angeboten hatte.

Ein Zuhause. Assassinen hatten genauso wenig ein Zuhause wie ein Dolch Eltern hatte. Es sei denn, man wollte den Hammer des Schmiedes Vater und das Eisen des Ambosses Mutter nennen.

»Setzen wir uns«, bot der Grauhaarige mit leiser Stimme an. Seine Bewegungen waren ruhig und zu geschmeidig für einen Mann seiner Größe. Sothorn folgte ihm mit weichen Knien zu einem grob aus dem Holz geschlagenen Tisch. Einladend deutete sein neuer Bekannter auf einen der schlichten Stühle.

Als sie saßen, legte der Gastgeber die Unterarme auf die Tischplatte.

»Mein Name ist Janis«, stellte er sich vor. »Und du bist hier in unserer Zuflucht, unserem Fuchsbau. Bevor ich deine Fragen beantworte, sollst du wissen, dass du in Sicherheit bist. Auch wenn du vermutlich Schwierigkeiten hast, mir zu glauben.«

Vielsagend zog der rothaarige Assassine eine Augenbraue hoch. »Sothorn.«

Janis grinste breit: »Ich weiß, wer du bist. Jeder in unserem Geschäft kennt deinen Namen, mein Freund. Du hast eine bemerkenswerte Laufbahn hinter dir.« Er wurde ernst, sogar bitter: »Wenn man das so nennen kann.«

Der Schleier um Sothorns Verstand war dicht und er hatte Schwierigkeiten, sich auf Janis und sein Mienenspiel zu konzentrieren. Zu gerne hätte er noch ein wenig geschlafen. Mit vollem Bauch und der trockenen Matratze unter sich.

»Erkläre mir, wo ich bin«, bat er heiser. »Was wollt ihr von mir?«

»Das ist eine lange Geschichte. Mach es dir bequem und nimm dir Wein«, lud Janis ihn ein.

Sothorn zögerte. Das sympathische Auftreten von Janis empfand er als beunruhigend. Er war es nicht gewohnt, dass man freundlich zu ihm war. Am Wein bediente er sich nach einem scharfen Blick Richtung seines Gastgebers dennoch. Seine Kehle war ausgetrocknet und er fragte sich im Stillen, wie lange er betäubt im Bett gelegen hatte.

Er nippte an seinem Wein. Der Rebensaft war stark und süß auf seiner Zunge.

»Wir sind wie du«, begann Janis zu erzählen, als er sich sicher war, Sothorns Aufmerksamkeit zu haben. »Wir, das heißt Theasa und ich, waren das Eigentum einer alternden Gutsherrin in Auralis. Wir kamen zu ihr, als wir noch sehr jung waren, überlebten die Ausbildung und wurden mithilfe des Lotus gefügig gemacht. Wie du hatten wir keinen eigenen Willen und kannten nur die Gier nach dem nächsten Schluck.«

»Das kann nicht sein«, schaltete Sothorn sich ein. Unhöflich fügte er hinzu: »Du hast nicht die Statur für einen Assassinen. Du bist zu schwer. Niemand würde dich zum Meuchelmörder ausbilden.«

Amüsiert lachte Janis auf und rieb sich mit einer Hand, die an eine Pranke gemahnte, den Nacken: »Da hast du recht. Im Gegensatz zu dir war ich nie ein guter Assassine. Ich wuchs zu schnell und wurde zu breit. Zu meinem Glück stellte sich schnell heraus, dass ich einen guten Leibwächter abgab. Und glaube mir, die Herrin brauchte viel Schutz. Sie war ein Miststück, das ihresgleichen suchte.

Wo war ich stehen geblieben? Wie gesagt, wir waren wie du. Abhängig, verloren im Lotus und uns bewusst, dass unser Leben nicht von langer Dauer sein würde. Nach wenigen Jahren lief unsere Zeit ab. Unsere Gliedmaßen wurden taub, unsere Körper unbeweglich. Wir waren todgeweiht. Aber wir hatten Glück: Es gibt Meister, die ihre abgehalfterten Assassinen umbringen, und es gibt andere, die aus ihnen bis zum Schluss Profit schlagen wollen. Unsere Meisterin gehörte zu letzterer Sorte. In ihrer Gier nach Silber tat sie uns, ohne es zu ahnen, einen großen Gefallen. Hast du schon einmal von den Arenen in Auralis gehört?«

Sothorn nickte. In den Arenen der größten Stadt des Kontinents ließ man Gefangene gegeneinander antreten. Das Brutale an den Kämpfen war, dass sie Tage andauerten und oftmals zwischen Menschen stattfanden, die miteinander vertraut waren. Es bereitete den Zuschauern diebisches Vergnügen zu beobachten, wie aus Freundschaft und Zuneigung der rasende Wunsch nach Überleben wurde.

»Dann kannst du dir denken, was man uns angetan hat. Man sperrte Theasa und mich in ein Rondell, das wir aus eigener Kraft nicht verlassen konnten. Da wir Süchtige waren, gab man uns ausreichend Wasser und Brot, aber nur eine Phiole Zenjanischen Lotus.« Janis seufzte. »Zehn Tage. Zehn Tage waren wir in der Arena, während sie darauf warteten, dass wir uns gegenseitig töteten. Aber wir waren Freunde, vielleicht sogar im Rahmen unserer verbliebenen Gefühle mehr als das. Wir waren stark. Oder nein, Theasa war stark. Sie war es, die die Phiole an sich nahm und entschied, dass wir versuchen würden, uns gegen den Sog zu stemmen.

Ich muss dir nicht sagen, wie sehr wir litten. Tagelang fassten wir den Lotus nicht an und am Ende teilten wir ihn, statt darum zu kämpfen. Wir überlebten. Das Publikum fand uns uninteressant und wir durften die Arena verlassen.

Unsere Herrin war nicht glücklich, nahm uns aber wieder bei sich auf. Sie ahnte nicht, dass Theasa und ich in der Arena eine wichtige Lektion gelernt hatten. Es ist möglich, den Schmerzen zu trotzen. Und damit war es auch möglich, den Griff des Lotus zu lockern.«

»Ist es nicht«, warf Sothorn aufgebracht ein. Die Vorstellung an zehn Tage ohne Lotus sandte Schockimpulse durch seinen Bauch. »Jeder weiß, dass man sich nicht davon lösen kann. Lieber nimmt man sich das Leben, als die Schmerzen zu ertragen.«

»Bitte, lass es mich in Ruhe erklären«, beschwichtigte Janis ihn. »Ich sagte lockern, nicht brechen.

Zurück zu unserer Geschichte: Wir wollten nicht sterben. Und wie ich schon erwähnte, war unsere Meisterin alt und gebrechlich.

Sie machte Fehler, war nicht aufmerksam genug. Wir begannen, den Lotus zu sammeln. Wir nahmen weniger, als sie uns brachte. Manchmal nur einen Schluck, manchmal warteten wir einen Tag, um die Einnahme zu verzögern.

Allein hätte es keiner von uns geschafft. Aber nach einer Weile hatten wir einen Vorrat erarbeitet, der uns genug Luft zum Atmen verschaffte, um einen Ausbruch zu wagen. Wir töteten unsere Herrin, wir stahlen ihr Eigentum und flohen. Ich will dich nicht mit den Details unserer Reise langweilen. Aber nach einiger Zeit fanden wir jemanden, der unseren Zufluss an Zenjanischem Lotus sicherte; einen verdorbenen Händler, der den Reichen keine Treue entgegenbrachte und ihnen gerne ein Schnippchen schlug. Aber unser Lebenselixier ist teuer, wie du weißt.

Das erste Jahr war furchtbar. Folter. Doch wir entfernten uns von dem Gift. Wir brauchten immer weniger, umso länger wir es schafften, uns ohne Lotus über den Tag zu quälen. Theasa hat sogar versucht, sich vollständig zu befreien. Es gelang ihr nicht. Insofern stimme ich dir zu. Man kann sich nicht vom Lotus lösen. Aber man kann das Rad der Zeit zurückdrehen, die Dosis verringern und wieder Mensch werden.«

Janis atmete tief durch. Sothorn kam es vor, als fiel es ihm schwer, über seine Vergangenheit zu sprechen.

»Wir begriffen, dass wir auf Dauer nicht allein überleben konnten. Wir brauchten einen stetigen Fluss Silber, um unsere Sucht zu bezahlen. Aber wie sollten wir das gewährleisten? Welcher Meuchelmörder kann sich sicher sein, dass er nicht verletzt wird, nie krank wird? Nie gefasst wird und im Gefängnis landet? Was, wenn einer von uns gestorben wäre? Dann wäre der andere allein zurückgeblieben. Ohne Schutz und Sicherheit.

Damals wurde die Bruderschaft geboren. Aus der Verzweigung heraus. Niemand wollte mit Pack wie uns zu tun haben. Wir bekamen keine Gelegenheit, einer ehrlichen Arbeit nachzugehen, die genug abwarf, um unser Überleben zu sichern. Wir brauchten den Schutz einer Gemeinschaft.

Und darum bist du hier. Weil wir Gleichgesinnte brauchen. Wir brauchen Menschen, die denselben Weg gegangen sind und an derselben Stelle stehen wie wir damals. Menschen, die sich uns anschließen und Teil unserer Bruderschaft werden.«

Überwältigt von der Fülle der Neuigkeiten lehnte Sothorn sich zurück. Ein Teil von ihm wollte aufspringen, mehr erfahren, schreien, weil es plötzlich einen Funken Hoffnung gab.

Voller Bewunderung sah er Janis an, der das Unmögliche gewagt und auf seine Weise gemeistert hatte. Gleichzeitig rebellierte die Sucht in seinem Körper und flüsterte ihm ein, dass er betrogen wurde. Niemand konnte sich gegen die Droge zur Wehr setzen.

Oder doch? Ließ man die Assassinen nur glauben, dass es keine Umkehr gab, damit sie sich fügten?

Sothorn bemühte sich, sachlich zu bleiben, was ihm angesichts seiner mangelnden Emotionalität leichtfiel: »Eine Bruderschaft? Was hat es damit auf sich? Was tut ihr? Wie viele seid ihr?«

Drei Bewohner der steinernen Festung hatte er kennengelernt. Das reichte kaum aus, um sich als Bruderschaft zu verstehen.

»Im Augenblick sind wir siebzehn Erwachsene. Dazu kommen die Kinder. Wir sind... ja, ich denke, wir sind eine Art Familie«, lächelte Janis, als Sothorn ungläubig die Augen aufriß. »Wir besitzen einander nicht. Theasa und ich bestimmen nicht über die anderen. Wir sind ein lockerer Verbund von Vogelfreien, die allein nicht überleben würden. Das Kopfgeld auf jeden Einzelnen von uns ist sagenhaft. Es gibt keinen reichen Herren mehr in unserem Leben, der die Wache schmirt, um uns zu schützen. Jeder Einzelne von uns versteht sein Handwerk und wir setzen es ein, wenn man uns dafür bezahlt.

Wir stehlen, wir schmuggeln, wir töten. Wir sind Söldner, Diebe, Leibwächter, Hehler, Erpresser, Entführer und natürlich Assassinen. Aber wir entscheiden, welche Aufträge wir annehmen und mit welchen wir nichts zu tun haben wollen. Wir sind frei.«

»Du weißt, dass das zu gut klingt, um wahr zu sein«, murmelte Sothorn. »Warum ich? Was erwartet ihr von mir?«

Janis schüttelte den Kopf. Seine Züge wurden weich.

»Erstens: Es macht keinen von uns glücklich zu wissen, wie viele unserer Brüder und Schwestern einem frühen Tod entgegengehen«, erklärte er. »Man wirft uns fort wie Abfall, wenn der Lotus unsere Körper angreift. Man lässt uns keine Wahl, keinem von uns. Dieses Schicksal erspart man anderen gerne, wenn man die Möglichkeit hat. Zum Zweiten will ich dir nichts vormachen. Die Bruderschaft gewinnt ihre Stärke aus den Fähigkeiten der einzelnen Mitglieder. Du bist ein guter Fang für uns. Wir wollten dich schon lange zu uns holen, aber wir hatten bisher niemanden in unseren Reihen, der dir gewachsen war.«

Sothorn schnaubte, als er an den mittelmäßigen Kampfstil des Wargssolja dachte, schwieg aber fürs Erste und wartete auf weitere Erklärungen.

Janis erhob sich und begann vor dem Tisch auf und ab zu schreiten.

»Was erwarten wir von dir?«, wiederholte er laut. »Eigentlich ist das die falsche Frage. Die Frage ist, wo du deine Zukunft siehst. Was du dir von deinem Leben erhoffst. Wir werden dich zu nichts zwingen. Im Grunde hast du drei Möglichkeiten. Du kannst zu Stolan von Meerenburg...«, Janis spuckte den Namen aus, als hätte er in ein Stück verdorbenes Fleisch gebissen, »... zurückkehren. Wir werden dich nicht aufhalten, dich nur erneut betäuben und vor den Toren von Balfere absetzen. Danach werden wir uns nie wiedersehen. Es sei denn, wir erhalten den Auftrag, dich zu töten.

Die zweite Möglichkeit ist, dass du deinem Leben ein Ende setzt. Ich weiß nicht, wie es um dich steht; genau, wie ich nicht weiß, wie du es geschafft hast, so lange zu überleben. Aber wenn du sterben willst, können wir dir dabei helfen. Diesen Freundschaftsdienst würden wir dir erweisen.

Die dritte Möglichkeit und das, was wir uns wünschen, ist, dass du bei uns bleibst und Teil der Bruderschaft wirst. Wir versorgen dich, wir schützen dich. Wir nehmen dich auf und kümmern uns um dich.«

»Einfach so?«, lachte Sothorn bellend auf. Das klang unreal in seinen Ohren.

»Einfach so«, wiederholte Janis bestätigend.

»Und wo ist der Haken an der Sache? Schön und gut, ihr braucht Leute, denn als Gruppe seid ihr stärker. Das Angebot klingt verführerisch. Aber wieso wimmelt es hier nicht vor verlorenen Assassinen, die sich euch anschließen wollen?«

»Der Haken ist, dass wir dich nicht durchfüttern können«, gab der gealterte Meuchelmörder ohne Umschweife zu. »Wir können niemanden in unseren Reihen halten, der sich nicht unter Kontrolle hat und jeden zweiten Tag sein Gift braucht. Wir können niemanden gebrauchen, der ständig im Nebel steht und nicht Herr seiner Sinne und Entscheidungen ist. Du müsstest den Weg gehen, den wir alle gegangen sind, und in Kauf nehmen, dass du unterwegs unter Umständen deinen Verstand verlierst. Dazu sind weniger Menschen bereit, als man denken würde.«

Sothorn verzog zynisch das Gesicht. »Das ist alles?«

»Nein, da wäre natürlich noch die Frage der Loyalität.« Zum ersten Mal wurde Janis' Gesicht hart und ließ ahnen, dass er sehr brutal werden konnte. »Wer uns verrät, stirbt. Keine Diskussionen, keine Verhandlung, keine Gnade. Entweder du verschreibst dich uns mit jeder Faser deines Herzens oder du kannst nicht bei uns bleiben. Ich werde jeden töten, der meiner Familie schadet.«

Fast war Sothorn erleichtert über den Ausbruch verbaler Gewalt. Der neue Tonfall war ihm vertrauter als die sanftmütigen Erklärungen zuvor.

Im Stillen reduzierte er die Auswahl seiner Alternativen auf zwei. Er würde auf jeden Fall sterben, denn bei Stolan hatte er keine Zukunft mehr. Aber anscheinend wusste die Bruderschaft nicht, wie geschädigt sein Körper bereits war.

»Was würde mich erwarten?«, fragte er vorsichtig. »Bezogen auf den Lotus, meine ich?«

»Nicht mehr oder weniger als Flammen der Unterwelt«, erwiderte Janis und nahm wieder auf seinem Stuhl Platz. Eindringlich sah er Sothorn in die Augen: »Es ist eine schreckliche Quälerei.

Und wir können dir nur helfen, indem wir dich vor dir selbst schützen. Mittlerweile handhaben wir es so, dass wir unsere Neuzugänge für einundzwanzig Tage ohne Lotus auskommen lassen. Es ist furchtbar, keine Frage. Aber durch diese gewalttätige Trennung wird der Körper gereinigt und verlangt danach deutlich weniger von der Droge. Aber glaube nicht, dass damit die ärgste Herausforderung gemeistert ist. Denn dann kommt die andere Seite des Lotus auf dich zu.«

Sothorn wusste nicht, was mit der anderen Seite des Lotus gemeint war. Es interessierte ihn auch nicht. Allein bei dem Gedanken an drei Wochen ohne Zenjanischen Lotus krümmten sich seine Finger.

Das war Irrsinn. Das konnte niemand überleben.

»Wie viel brauchst du mittlerweile?«, fragte Janis direkt, schien zu spüren, an was Sothorn dachte. Vielleicht hatte er Gespräche wie dieses schon so oft geführt, dass er wusste, was in den Köpfen der Meuchelmörder vor sich ging.

»Um gar keine Schmerzen mehr zu haben?«

»Ja.«

»Einen Becher alle drei Tage.«

Janis nickte verständnisvoll: »Das ist viel, aber weniger, als Theasa und ich brauchten, als man uns in die Arena schickte. Wir standen bei einem Becher alle zwei Tage.«

»Und jetzt?«, wollte Sothorn wissen. »Wie viel braucht ihr jetzt?«

Bevor er auch nur in Erwägung zog, sich auf dieses Abenteuer einzulassen, musste er wissen, wie viel ihm die Mühen einbringen würden.

»Eine halbe Schöpfkelle alle achtzehn oder zwanzig Tage. Wenn du dich aufs Rechnen verstehst, kannst du dir vorstellen, wie viel jeder einzelne Tag des Aushaltens unsere Silberbeutel entlastet«, antwortete Janis bereitwillig. »Und wir haben die Herrschaft über unsere Körper wiedererlangt. Sie wollen uns glauben machen, dass sich die Wirkung nicht umkehren lässt. Aber das stimmt nicht. Wenn der Hunger nach der Droge nachlässt, verschwindet die Taubheit aus Knochen und Geist.«

Nachdenklich betrachtete Sothorn seinen Weinbecher, drehte ihn in den Händen. Er begriff, welche Tragweite das Angebot hatte, das man ihm unterbreitete.

Er würde heilen. Heilen und sich unter Leuten aufhalten, die ihn annahmen. Seit Jahren empfand er keine Einsamkeit mehr, aber er erinnerte sich daran, als Jugendlicher unter der Isolation in seinem Kerker gelitten zu haben.

Sie boten ihm ein neues Leben an, wenn auch kein rechtschaffenes. Eine Heimat, Menschen, auf die er sich verlassen durfte, Sicherheit, Schutz und Überleben.

Alles, was sie im Austausch dafür verlangten, waren seine Loyalität und die Bereitschaft, sich gegen den Würgegriff des Lotus zu stellen.

»Ich habe keine Wahl«, hörte er sich zugeben. »Wenn ich nach Balfer zurückkehre, werde ich unweigerlich sterben. Ich war unterwegs zu meinem letzten Auftrag, als der Wargssolja mich abging.«

»Das wussten wir nicht«, raunte Janis und wirkte aufrichtig betroffen. »Dann ist Geryim gerade rechtzeitig gekommen.« Er stutzte, bevor er sich neugierig nach vorne beugte. »Darf ich dir eine Frage stellen?«

Sothorn zuckte die Achseln.

»Wie alt bist du? Und wie lange bist du ein Assasine? Man erzählt sich die wildesten Geschichten, aber die meisten erscheinen zu verrückt, um der Wahrheit zu entsprechen.«

Ein schiefes Lächeln legte sich auf die Lippen des jüngeren Meuchelmörders: »Ich bin dreiundzwanzig. Glaube ich. Es müssten vierzehn Jahre sein, die ich bei Stolan verbracht habe.«

»Also doch.« Der Hüne war beeindruckt. »Ich würde zu gerne wissen, wie das möglich ist.«

»Angeblich liegt es an meiner Herkunft«, erklärte Sothorn bereitwillig. »Ich stamme aus den Sümpfen von Herjos. Mein Volk ist zäh. Wir sind dafür bekannt, dass Krankheiten uns wenig anhaben können. Anscheinend dauert es bei uns auch länger, bis der Lotus Schaden anrichtet.«

»Dann können wir nur hoffen, dass das auch bedeutet, dass du besonders gut davon loskommst.«

Abwesend nickte Sothorn. Er war mit den Gedanken bereits woanders. Er stellte seinen Becher hart auf den Tisch, bevor er Janis ernst ansah.

»Und all das konntet ihr mir nicht erklären, ohne mich zu jagen? Warum hat euer verrückter Wargssolja mich angegriffen und mir seinen Geier auf den Hals gejagt? Eine Einladung ohne Giftstachel hätte es auch getan.«

Janis betrachtete ihn verwundert, bevor er in schallendes Gelächter ausbrach. Das Geräusch erschien Sothorn merkwürdig fremd. Zu heiter, zu gelöst, zu menschlich. Wann hat er selbst zum letzten Mal aus vollem Herzen gelacht?

»Beantworte mir eine Frage«, grinste der Grauhaarige, als er sich halbwegs beruhigt hatte. »Was hättest du Geryim angetan, wenn er zu dir gekommen wäre und dir erzählt hätte, was ich dir gerade erklärt habe?«

Sothorn antwortete nicht sofort, dachte gut nach. Dann musste er sich eingestehen, dass er eine sehr dumme Frage gestellt hatte. »Ich hätte ihm nicht geglaubt.«

»Das ist harmlos ausgedrückt. Ich nehme an, du hättest ihn getötet und seine Leiche ins Meer geworfen«, feixte Janis zwischen Belustigung und Ernst. »Aber auf diese Weise überlebt die Bruderschaft nicht, Sothorn. Wir opfern unsere Mitglieder nicht oder spielen nicht über Gebühr mit ihrem Leben. Wir wollten, dass ihr beide heimkommt. Geryim ist übrigens nicht verrückt. Er ist nur ein stolzer Hund. Er wollte es unbedingt im Zweikampf versuchen. Als er einsehen musste, dass das Risiko zu groß ist, hat er dich aus der Ferne angegriffen.«

Sie schwiegen, während sie langsam ihren Wein austranken. Sothorn hasste in diesem Augenblick die Taubheit in seinem Kopf, die es ihm schwer machte, klar zu denken.

»Du musst dich nicht jetzt entscheiden«, sagte Janis schließlich. »Ich nehme an, du bist sehr erschöpft. Das Gift, das Geryim dir verabreicht hat, damit du während der Reise nicht aufwachst, braucht einige Tage, bis es den Körper vollständig verlassen hat.«

»Das merke ich«, grummelte Sothorn und dachte wütend an den Wargssolja. Wenn sie Teil derselben Gemeinschaft sein sollten, musste die Schmach des hinterhältigen Angriffs ausgeglichen werden. Gute Absicht oder nicht.

Janis erhob sich: »Komm, ich bringe dich zurück in dein Zimmer. Bis du eine Entscheidung gefällt hast, bist du unser Gast. Du kannst dich überall umsehen und mit jedem sprechen. Allerdings sind die Schlafzimmer der einzelnen Mitglieder tabu. Die meisten von uns waren sehr lang allein und hüten die Abgeschiedenheit ihrer eigenen vier Wände. Gerade, wenn sie sich in einer schwierigen Phase in Sachen Entzug befinden. Auch dein Zimmer wird niemand betreten, ohne um Einlass zu bitten.«

Sothorn wurde schwindelig, als er aufstand. Auf unsicheren Beinen folgte er Janis, hörte ihm kaum zu, als er ihm im Flur erklärte, wo im Bau welche Räumlichkeiten zu finden waren.

Er wollte fragen, warum sich die Bruderschaft ausgerechnet in einer verwunschenen Adelijar-Festung niedergelassen hatte, aber er war zu müde.

Als sie seine Zimmertür erreichten, brannte Sothorn eine Frage auf der Zunge. Er bat stumm um Ehrlichkeit, als er wisperte: »Lohnt es sich? All die Mühen?«

Janis lächelte vage: »Das kommt darauf an. Die Frage ist wie bei allen Dingen, wofür man kämpft und was es einem wert ist.«

»Und wofür kämpft ihr?« Die Müdigkeit langer Jahre menschlicher Leere tropfte zäh wie Honig aus Sothorns Worten.

»Um unsere Freiheit. Um unser Recht auf Selbstbestimmung.«

»Und um euer Überleben«, mutmaßte Sothorn träge. Er war sich nicht sicher, ob er seinerseits bereit war, um das schiere Recht auf Existenz zu kämpfen. Sich zu foltern, sich selbst zu besiegen.

»Nein, nicht überleben. Leben«, berichtigte Janis ihn und berührte ihn freundschaftlich am Arm. »Das ist ein Unterschied und ich hoffe, du erlaubst uns, ihn dir zu zeigen.«

Lest weiter in...

Zenjanischer Lotus

Roman von Raik Thorstad

www.cursed-verlag.de